

Im Folgenden findet man sämtliche für den 'Grünen Heinrich 2015' eingereichten Texte in ungekürzter Fassung

Nr. 1 Malin Heng, 7.2

Gefangen im Netz

Curra war eine große und mächtige Spinne. Kein Tier konnte sie besiegen, sowohl ihre natürlichen Feinde als auch die anderen Spinnen, die mit ihr kämpften, um ein Gebiet zu erobern. Sie ist das stärkste Spinnentier ihrer Art.

Wie jeden anderen Tag saß sie in ihrem Versteck im Netz, das sie mit ihren Fäden, die sie erzeugte, vernetzte und wartete auf Beutetiere. Nach einer Weile gelang es ihr ein Beutetier zu fangen. Grinsend lief sie auf das Tier zu, dessen Beine im Netz verklebt und dessen Flügel noch frei waren. Dieses versuchte, sich von dem Netz zu befreien, es war aber erfolglos. Curra sah das und begann zu lachen. „So schwach wie du bist, wirst du dich nicht von meinem Netz befreien können“, stellte sie fest, „und schon gar nicht von mir.“ „Was soll das denn? Nur weil ich im Netz gefangen bin, heißt es noch lange nicht, dass ich schwach bin“, entgegnete das Beutetier. Dass, das Tier so etwas sagen würde, damit hat sie nicht gerechnet. Es weiß nicht, in welcher Gefahr es sich befindet, dachte sie und damit es eine Ahnung von ihr hatte, warnte sie es: „Ich bin nämlich stark, sogar das stärkste Tier dieses Gebietes.“ „Ach ja“, wandte dieses ein und provozierte Curra noch dazu: „Dann lass uns kämpfen! Wir werden sehen, wer hier stärker ist.“ Curra war wütend, sie würde ihm eine Lehre erteilen, da es nicht auf ihre Warnung hörte. „Gut, wenn du dein Leben nicht mehr magst“, entgegnete sie, „obwohl du sowieso sterben wirst.“ Das schlaue Tier lächelte und sagte: „Aber du musst mich befreien, damit ich mit dir kämpfen kann.“ Curra grinste, dachte, dass sie nicht mal fünf Minuten dafür brauchen würde, um das Tierchen fertig zu machen und befreite es vom Netz. Das Netz klebte so fest an ihm, sodass sie fast eine Viertelstunde damit verbrauchte, das Tier zu befreien. Gerade als sie das Tier befreit hatte, flog es plötzlich weit weg von ihr und kam nicht mehr in ihre Nähe. Und so blieb sie hungrig, da sie in diesem Tag keine andere Beute fangen konnte. Sie ärgerte sich wegen ihrer Dummheit, dass sie dachte, das Tier würde tatsächlich mit ihr kämpfen wollen, sobald sie es befreit hätte.

Nr. 2 Malis Heng, 7.2

Kein Netz mehr?

„Heute bekommt ihr die Klassenarbeit zurück“, sagt mein Lehrer mit einem ernsten Gesicht. Mir ist totlangweilig. Fast jeder in der Klasse ist eingeschlafen. Nur noch eine Stunde, dann ist die Schulzeit vorbei. Juhu. Dann kann ich mit meinen Freunden online spielen. Oh! ich habe vergessen mich vorzustellen. Ich heiße Nick Collen und bin 16 Jahre alt. Fürs Lernen interessiere ich mich rein gar nicht. Zu meinem Alltag gehört es, im Internet zu spielen und über die neuen Games zu chatten. Meine Freunde und ich spielen immer zusammen nach der Schule. Ich bin tief in Gedanken, als mein Lehrer meinen Namen ruft.

„Nick....Nick....Nick“, dreimal ruft er mich.

„Was denn?“, antworte ich genervt.

„Deine Klassenarbeit“, erwidert er. Ich nehme die Arbeit und will zurück zu meinem Platz.

„Und es wäre schön, wenn du mal deine Note beachtest“, ruft er mir nach.
„Es klingelt!!!“, unterbreche ich ihn.

Sobald ich mein Zimmer erreiche, schalte ich schnell den Computer an. Nach einigen Minuten kommt meine Mutter rein und sagt, dass sie mit mir reden möchte. Ich nicke, ohne ihr Gesicht anzuschauen und konzentriere mich auf den Bildschirm. Zunächst sagt meine Mutter nichts, sie kommt näher zu mir und schaltet meinen Computer aus.

„Mama!“, schreie ich wütend.

„Du hast jetzt Computer verbot.“, sagt sie streng.

„Wieso?“ Ich bin schockiert.

„Deine Noten sind sehr schlecht und man stirbt nicht ohne Computer“

„Doch. Ich meine, was soll ich noch tun? Ich werde mich totlangweilig.“

„Du kannst dich mit Lernen beschäftigen. Es ist besser, als hier vor deinem Computer zu hocken.“

„Mama, bitte!!!“, flehe ich sie an.

„Du bekommst deinen Computer wieder, wenn deine Noten gut sind.“

Als sie ihren Satz beendet hat, nimm sie den Computer, der auf meinem Tisch lag und geht davon. Das war's. Ich bin platt. Meine Noten sind immer sehr schlecht. Oh my god! Wie kann ich so schnell meine Noten verbessern? Was soll ich nur tun? Das ist echt zu viel für mich. Okay, ganz ruhig! Am besten rufe ich mein Freund, Konrad, an. Er weiß bestimmt, was ich tun soll. Vielleicht hat er ja eine Lösung für mich.

Er sagt, dass Nina die beste Lösung für mich ist. Zuerst bin ich ein bisschen verwirrt. Meint er Nina, die aus unserer Klasse ist? Soll das ein Witz sein? Was hat Nina mit meinem Problem zu tun? Aber nein, er macht keinem Witz, er meint das wirklich ernst. Er erklärt mir danach, dass sie immer gute Noten hat und ich sie fragen soll, ob sie mir helfen würde. Es ist immerhin auch eine Lösung, obwohl ich nicht so begeistert bin. Nichts, dass ich was gegen sie habe. Aber wir haben uns fast nie unterhalten. Na ja, wir sind halt verschieden. Sie ist verrückt nach dem Lernen und ich nach Computerspielen. Sie sagt immer, dass zu im Internet zu surfen nicht gut für uns ist. Wir sollen uns mehr auf das Lernen konzentrieren, statt uns im Internet herumzutreiben. Aber ich bin anderer Meinung. Man soll sich ein bisschen amüsieren.

Ich habe mir vorgenommen, sie morgen anzusprechen und hoffe sehr, dass sie mir hilft. Wenn nicht, dann weiß ich wirklich nicht mehr, was ich noch tun soll, um meinen Computer wieder zu bekommen.

* * * * *

Jetzt ist die Gelegenheit Nina anzusprechen. Ich atme erstmal tief durch und dann gehe ich zu ihr rüber und frage sie so höflich wie ich kann, ob sie mir beim Lernen hilft, um meine Noten zu verbessern. Einen Moment lang überlegt sie und schaut mich komisch an. Es ist vielleicht seltsam, dass ich sie darum bitte mir zu helfen. Aber dafür muss sie mich nicht so ansehen, als ob ich ein Alien von einem anderen Planet wäre.

„Ich verstehe das nicht.“, fragt sie verwirrt. Was ist so schwer daran zu verstehen, denke ich.

Vielleicht ist sie doch nicht so schlau, wie ich dachte oder ich habe mich nicht klar ausgedrückt.

„Lass mich dir wiederholen. Du willst lernen? Also mit mir? Oder habe ich mich verhöhrt?“, fügt sie hinzu.

„Ja, du hast mich richtig verstanden.“, murmele ich.

„Das ist nicht wahr.“

„Doch, es ist wahr.“

„Mit welchen Hintergedanken?“, fragt sie nach. Typisch Nina. Warum muss sie so schlau sein oder ahnt sie etwas? Habe ich vielleicht auf mein Gesicht geschrieben, dass es mir nur um meinen Computer geht? Okay, ich muss mir überlegen, was ich ihr antworten soll. Ah, ich habs!

„Na ja, du weiß schon, dass ich nicht so gut in der Schule bin und meine Mutter war nicht so begeistert, als ich ihr meine Note gezeigt habe.“, antworte ich vorsichtig und mache eine Pause.

„Ich wollte, dass es nicht so weiter geht und durch die Verbesserung meiner Noten meine Mutter

glücklich machen. So jetzt ist es raus!“, füge ich noch hinzu und setze ein trauriges Gesicht auf. Es ist nicht mal gelogen. Na ja, zumindest habe ich sie nicht ganz belogen. Ich will wirklich, dass meine Noten besser werden, damit meine Mutter sich freut. Aber ich sage ihr natürlich nicht, wieso ich meiner Mutter Freude machen möchte. Sie sagt, dass sie mir helfen will. Aber sie versteht mich immer noch nicht ganz, warum ich plötzlich lernen will, obwohl ich es ihr schon die ganze Zeit erklären habe.

Wir lernen und machen fast jeden Tag nach der Schule Hausaufgaben zusammen. Ich bin froh, dass sie einverstanden war, mit mir zu lernen. Es ist wirklich nett von ihr. Ich gebe zu, dass sie sehr gut erklären kann und ich viel gelernt habe. Manchmal kommt sie sogar zu mir nach Hause, ansonsten lernen wir in der Bibliothek. Ich lerne jetzt ganz schön fleißig und beteilige mich viel im Unterricht. Es ist nicht so, dass ich mich selber lobe, aber das haben viele Lehrer zu mir gesagt. Es läuft ganz gut mit dem Lernen und es macht mir echt viel Spaß, mit Nina zu lernen. Ich frage mich, wieso ich nicht auf die Idee gekommen bin zu lernen, obwohl es so Spaß macht- oder liegt es daran, dass Nina mit mir lernt. Es ist wirklich komisch, warum wir fast nie miteinander geredet haben, dabei sind wir doch nicht so unterschiedlich, wie ich gedacht habe, als ich sie nicht gut kannte. Eigentlich ist sie ganz nett, wenn man sie besser kennt. Ich finde sie sogar hübsch, wenn sie lächelt. Süß. Ich habe keine Ahnung, warum ich so viele von ihr erzähle. Aber eins steht fest: Ich mag sie. Jetzt ist aber Schluss mit dem Gedanken, ich denke zu viel an sie. Ich soll schlafen gehen. Als ich aus dem Bad komme, hat Nina mir eine kurze SMS geschickt. Und darin steht „**Viel Glück**“. Ich bin ein bisschen enttäuscht, weil nicht viel in der SMS steht. Es ist wirklich zu kurz, sie sollte ruhig noch mehr schreiben. Aber wieso gerade „**Viel Glück**“, das kapiere ich überhaupt nicht. Ist es eine neue Art, sich „Gute Nacht“ zu wünschen? Nein, das kann gar nicht sein. Wenn, dann hätte ich es auch sicher mitbekommen. Ach ja, ich erinnere mich wieder, dass wir morgen eine Mathearbeit Schreiben. Aha, das hat sie also damit gemeint. Sie ist einfach perfekt. Wieso bin ich auf den Idee gekommen, dass es eine Art sich gute Nacht zu wünschen. Oh Mann! Wie blöd von mir. Na gut, dann lerne ich eben noch ein bisschen.

* * * * *

Eine Woche später

Heute bekommen wir die Arbeit zurück und es ist auch der Tag der großen Entscheidung meines Lebens, ob ich meinen Computer wiederbekomme oder nie wieder. Und schon höre ich den Lehrer meinen Namen rufen. Ich bin so aufgeregt und nervös zu gleich. Hey, ich muss nur nach vorne gehen, meine Arbeit holen oder? Es dürfte nicht so schwer sein. Mann, ich schwitze. Ich habe Angst, dass es schief geht. Als ich an dem Schreibtisch meinen Lehrer erreiche, sehe ich, dass er mich anlächelt. Das muss etwas Gutes sein, sonst lächelt er nie. Ich habe mich inzwischen ein bisschen beruhigt. Oh mein Gott! Ich fasse es nicht. Ich fasse es nicht, wiederhole ich lautlos in mich. Zwei minus in Mathe? So gut war ich noch nie. Das habe ich nicht geschafft, wenn Nina mir nicht geholfen hätte. Vor lauter Freude renne ich zu ihr und will sie fast umarmen. Fast. Dann fällt mir ein, dass wir im Klassenraum sind. Schade, ich hätte sie sehr gerne umarmt. Da ich eine gute Note habe und weil ich mich bei ihr bedanken will, lade ich Nina ins Kino ein. Ich habe schon Angst, dass sie nein sagt. Aber im Gegenteil, sie hat zugestimmt. Ich bin so was von glücklich. Ich glaube, ich liebe sie. Ja, ich liebe sie.

Es ist nämlich schon sieben Uhr, aber Nina ist noch nicht da. Sonst ist sie immer pünktlich. Na schön, dann suche ich sie eben. Ich drehe mich um und sehe sie nicht so weit entfernt von mir, aber sie hat mich nicht gesehen. Dann entdeckt sie mich und kommt zu mir rüber. Sie trägt eine Bluse und einen Minirock. Ich frage mich, habe ich sie jemals so hübsch gesehen? Sie ist schön. Wunderschön. Wir gehen ins Kino und schauen uns einen Liebesfilm an. Als der Film zu Ende ist, gehen wir noch ein bisschen spazieren und frische Luft schnappen. Es ist herrlich hier draußen.

„Na, hast du deinen Computer wieder gekriegt? Es ist bestimmt hart für dich oder? Ohne deinen Computer, meine ich.“, fragt sie neugierig.

Ich bin überrascht und sprachlos. „Woher weiß du ...hm...?“, stottere ich. Seit wann hat sie es denn gewusst? Und wieso hat sie es mit keinem Wort erwähnt. „Ach! deine Mutter hat es mir gesagt, als wir bei dir zu Hause waren.“, antwortet sie. Ich bin in Panik, was ist, wenn sie mich deshalb nicht mag?! Und vielen Dank auch Mama. „Ja, schon“, gebe ich zu, „Aber jetzt“ Mann, wie soll ich es ihr sagen. Ich finde kein richtiges Wort zu beschreiben, was ich gerade fühle. Mir fehlen die Worte.

„Ist schon in Ordnung. Du musst mir nichts erklären.“, unterbricht sie mich.

„Nein, eben nicht“, erwiderte ich, „Du hast mein Leben verändert, als du in meinem Leben aufgetaucht bist. Es ist jetzt nicht so, wie es vorher war.“

Aber Moment mal, ist sie gar nicht sauer auf mich?

„Ich bin aber schon immer da.“, murmelt sie. Es stimmt! Sie war schon die ganze Zeit da.

„Darum geht doch gar nicht! Aber hey! Bist du nicht sauer auf mich, da ... ich dich belogen habe?“ Jetzt lacht sie.

„Natürlich nicht!“ Es ist mir echt ein Rätsel, diese Frau, aber genau das mag ich an ihr.

„Eigentlich hätte ich dir die Wahrheit sagen sollen. Es war dumm von mir.“, höre ich mich selber sagen und genau in diesem Moment, als ich Nina sagen will, dass ich sie liebe, klingelt mein Handy.

„Es waren bestimmt gerade deine Freunde. Na ja, ich will auch sowieso gehen. Geh ruhig zu ihnen. Dann viel Spaß noch!“ Konrad war es, er fragt mich, ob ich online mit ihm spielen würde. Man, Wieso muss er mich gerade anrufen, wenn man ihn nicht braucht. Nina dreht sich um und will gehen, aber ich halte ihre Hand fest. Jetzt dreht sie sich wieder um und schaut mich fragend an.

„Bleib bitte bei mir!“ Unser Blick trifft sich.

„Aber dann verpasst du das Spiel!“ Sie schaut mich immer noch fragend an und versucht an meinem Gesicht abzulesen, was hier gerade passiert ist, als ob ich da etwas geschrieben hätte.

„Ich... hm.. Mir wurde gesagt, dass, egal was wir tun, verpassen wir irgendetwas. Aber das hier, diesen Moment, will ich nicht verpassen“, sage ich und sehe sie dabei ganz sanft an. Mein Gesicht läuft rot an. Mann, sagt doch etwas Nina. Bitte!! Da sie noch nichts sagt, rede ich weiter. „Hm... und weißt du so ungefähr, was ich damit sagen will?“ Es klingt wie Lahm, als ich sie frage. Ich komme mir so dumm vor.

„Nein, wenn du es nicht aussprichst. Sagt du es mir!“

„Ich. Liebe. Dich. Willst du meine Freundin werden?“ Sie sagt nichts, aber ihr Gesicht ist tief rot, deshalb beuge ich mich rüber und küsse sie. Wenn sie mich nicht schubst, bedeutet es: ja. Ja, sie küsst mich zurück. Ich bin der glücklichste Junge der Welt.

„Ich bin froh, dass deine Mutter dir den Computer weggenommen hast.“, sagt sie, als wir uns lösen.

„Wenn du mich fragst, mir geht es genauso wie dir oder sogar noch mehr.“ Dann küssen wir uns wieder. Am liebsten möchte ich, dass die Welt jetzt stehen bleiben. Ist das zu viel verlangt? Wenn ihr an meine Stellen würde, werden ihr mich verstehen, oder? Habe ich Recht?!

Nr. 3 Valentin Schneeweiß, 7.2

Kein Netz!

Die AIDA luna pflügte sich durch das Karibische Meer an den Großen Antillen vorbei. Mehrere Menschen lagen auf dem Sonnendeck am Pool. Alles wirkte friedlich und entspannt, doch auf der Brücke spielte sich etwas anderes ab:

Alex, der Erste Offizier, starrte entgeistert auf den pechschwarzen Radarbildschirm. Er holte sein

Smartphone heraus und schaute auf den Netzstatus. Er hatte kein Netz! „Was ist hier los?“ fragte er den Kapitän. „Ich hab kein Internetempfang und das Radar ist momentan auch im Eimer!“ Der Kapitän senkte den Kopf.

„Ich weiß auch nicht, was hier los ist. Der Service-Manager auch nicht. Wenn du oben auf der Hauptantenne warst, dann hast du eines gesehen: Der Radarempfänger steht still. Also - keine Ahnung!“ Alex blickte den Kapitän noch eine Weile stumm an, dann verließ er kopfschüttelnd die Brücke.

Alex ging in den Maschinen-Kontrollraum und fragte dort die zuständige Aufsichtsperson. Der wusste auch nichts. Also schlurfte Alex wieder hoch auf die Brücke. Der Kapitän war gerade voll mit der Planung der Reiseroute beschäftigt.

Plötzlich durchschnitt ein Horn die Stille. Alex blickte nach draußen - Es war neblig geworden. Alex und der Kapitän schauten sich an. Der Kapitän griff routiniert zum Fernglas und warf einen Blick dadurch.

„Scharf Steuerbord und Bugstrahlruder Steuerbord auf 100%!“ schrie er auf einmal. Alex riss die Steuerelemente herum; und sah jetzt auch, warum: Ein Frachter bohrte sich am Schiff vorbei!

„Das ist ja unglaublich!“ rief er. „Bloß, weil *nichts* funktioniert, hätten wir fast ...“ Auf einmal trat der 1. Kommunikationsoffizier auf den gestreiften Brückenboden. „Weißt du, was los ist?“ fragte der Kapitän ihn.

„Ähm, ja, so einigermaßen...“ stotterte der Funkbeauftragte, „Laut dem 2. Kommunikationsoffizier hat irgendein Spaßvogel sämtliche Funk- und Kommunikationssysteme lahmgelegt. Wir wissen bloß nicht, wer das getan hat und wann.“ „Nun ja, 'wann' ist kein großes Rätsel.“ mischte sich Alex ein. „Immerhin sind die Systeme vor einer guten halben Stunde ausgefallen. Es würde also bloß 'wer' übrig bleiben.“ Der Kapitän blickte ihn an. „Ja, du hast recht“, sagte er. Dann wandte er sich an den Kommunikationsoffizier: „Könntest du bitte die Kameraaufnahmen kontrollieren und gucken, wer vor einer halben Stunde im Funkkontrollraum war?“ „Ja, mach ich“, sagte er und verschwand.

Kurze Zeit später kam er schwer atmend wieder. „Ihr glaubt nicht, was ich herausgefunden habe!“ hechelte der Kommunikations- offizier. „Was denn?!“ riefen Alex und der Kapitän im Chor. „Der 'Spaßvogel' ist niemand anderes als Nautikstudent

Mark Jaskulski.“ „Nee, also - nee, der Mark ist doch mein Nachfolger, das kann nicht sein.“ protestierte der Kapitän. „Wir werden es sehen“, sagte Alex und lief aus dem Raum.

Mark Jaskulski hatte gerade Mittagspause, welche er meistens auf dem Crewdeck verbrachte. Und – tatsächlich, als Alex das Deck betrat, lag er da und sonnte sich. „Du, Mark...“ fing Alex an und kniete sich neben Mark. „Könnte es sein, dass du...also...dass du vielleicht die ganzen Kommunikationssysteme ausgeschaltet hast?“ „Ich war vor der Pause noch im Funkkontrollraum, um die Wellenlänge für den Hafen abzuschalten. Aber – ich habe nicht darauf geachtet, welchen Schalter ich wirklich umlege... Es kann also sein, dass ich aus Versehen den Schalter für die Ortungssysteme betätigt habe.“ „Ach so – aus Versehen also.“

Mark nickte stumm. „Na dann – jetzt ist die Verbindung wieder hergestellt. Aber ich hoffe trotzdem, du lernst aus deinen Fehlern.“ sagte Alex. Er ging hoch auf die Brücke und berichtete alles.

So nahm doch noch alles sein gutes Ende. Die Kreuzfahrt wurde von den meisten Gästen positiv angesehen.

Nr. 4 Josephine Heuer, 8.1

Das U-Bahn-Netz der Verzweiflung

Sie gucken sich an und steigen aus der U-Bahn. Sie wissen, gleich würde es losgehen. Die Tür geht auf. Sie gehen, gehen schneller, rennen zielgerichtet auf eine kleine, humpelnde, ältere Dame, reißen ihr die Tasche aus der Hand und sprinten. Sie hören von Weiten: „Zwei Diebe...Meine Handtasche...“ Irgendwann hören sie nur noch Wortfetzen.

Asat und Hamuddi sind nicht stolz darauf, was sie tun. Hamuddi hat sich vor sechs Jahren, als er erpresst wurde, geschworen nur noch zu klauen, nicht mehr zu sprechen. Sein letzter Satz vor sechs Jahren war: „Ich bin nicht stolz auf uns“. Nur Asat spricht noch.

Sie ducken sich hinter einen Busch, öffnen die Handtasche, nehmen die Wertsachen und lassen die Handtasche liegen. Sie müssen heute noch drei Mal stehlen, bevor sie zu ihren Vater zurückkehren. Wenn sie ohne genug Wertsachen wiederkommen würden, würden sie Schläge und noch mehr Zigarettenabdrücke kassieren. Doch Asat sagt: „Ich kann nicht mehr. Ich habe Durst bitte, können wir zurück?“ Hamuddi guckt ihn mit einem leeren Blick an. Asat geht in Richtung Bus, er will nach Haus. Hamuddi folgt ihm still, er macht alles, was Asat macht, aber ihm ist nicht wohl, weil er weiß, was ihm bevor steht...

Sie gehen durch eine alte Eingangstür, die mit Graffiti besprayt ist. Als sie die Haustür mit einem lauten Quitschen aufmachen, kommt ihnen eine große Rauchwolke entgegen. Der Vater sagt: „Kommt her!“ Sie gehen durch einen Flur, auf der rechten Seite sehen sie den Raum, wo sie mit sieben anderen Kindern schlafen. Dann gehen sie in das linke, verqualmte Büro des Vaters. Er machte eine Handbewegung, die bedeuten soll, dass sie die Wertsachen auf den Tisch legen sollen. Als nur die paar Wertsachen von der älteren Dame zum Vorschein kommen, wird er wütend und er knallt seine Faust auf den Tisch, Asat zuckt. Der Vater ruft den Onkel, der erst Asat festhält. Der Vater drückt seine Zigarette auf Asats Schulter aus. Dann macht der Onkel dasselbe mit Hamuddi. Vier Stunden später schläft Hamuddi mit dem Gedanken ein, dass er nicht weiß, wie er sich und seinen Bruder Asat aus diesem Netz der Verzweiflung befreien soll.

(Für diesen Text wurde Josephine Heuer von der Jury der 2.Preis der 7. und 8.Klasse zuerkannt.)

Nr.5 Luna Diaz, 8.1

Im Netz der Lügen

Heute saß ich im Café
Und bestellte mir ein Tee.

Ganz alleine saß ich da
Neben mir ein Ehepaar.

Eine Frau mit langem Haar
Kam zu mir und meinte "Na?"

"Bist du Tim vom Dating Chat ?"
Fragte sie und lachte nett .

Ich guckte sie verblüffend an

Und wusste Nichts mit ihr anzufangen.

Doch ich wollte sie nicht verletzen
So meinte ich " ja du kannst dich setzen "

Sie fing an mit mir zu reden
Über ihr sehr spannendes Leben.

Plötzlich gab sie mir 'ne kleine Kiste
mit Rillen
Und drinne waren Pillen

Ich schaute sie erschrocken an
Sie meinte nur "ich geh' mal dann"

Sie rannte schnell aus dem Café
Und stieg in einen BMW.

Ich rannte ihr noch hinterher
Doch schon bald konnte ich nicht mehr.

Zufällig so nebenbei
Kam die Polizei vorbei.

Sie rissen mir die Kiste weg
Und schubsten mich dann in den Dreck.

Jetzt sitz ich hier auf dem Revier und denke mir :
" hätt' ich heut bloß nicht gelogen währ ich jetzt nicht so am Boden.

Und die Moral von dem Gedicht lügen tut man besser nicht! :)

Nr. 6 Lena Vaaben, 8.2

Aufgefangen im Netz

99, langsam kamen die Geräusche der Stadt wieder auf mich zu. Ich hörte das Rauschen der Blätter und zwischendurch ein lautes Quietschen der Autoreifen. Der gute Geruch der Pizza im Laden gegenüber stieg mir in die Nase. Mein Magen fing an zu knurren, doch dieses Gefühl war kein neues für mich. Kindergeschrei, hupende Autos und das Lachen der Menschen zogen an mir vorbei. 99, ich spürte die Wärme des Sommers, doch gleichzeitig auch den frischen Hauch des wohl immer näher kommenden Herbstes, und gleichzeitig schossen mir auch Gedanken durch den Kopf, was dann aus mir werden würde.

99, so viele Tage war ich nun schon nicht mehr Zuhause, doch es war noch nicht einmal mein Zuhause, denn ein Zuhause ist nur da, wo man sich wohlfühlt.

99 Tage lebte ich nun schon auf den Straßen der für mich noch immer ein wenig fremden großen Stadt, doch gleichzeitig kannte ich auch jeden Winkel.

Ich saß in einem Gebüsch im Park gegenüber einer U-Bahn Station. Der Boden fing leicht an zu vibrieren und der typisch muffige Geruch stieg mir in die Nase. Plötzlich hörte ich eine leise quietschende Stimme, doch ich konnte nicht erkennen, was sie sagte. Ich ging ihr nach, vorbei an Mülltonnen und Parkbänken. Die Stimme wurde immer lauter und dann, kurze Zeit später hielt ich

abrupt an. Da lag er. In dem Augenblick hätte ich nie gedacht, dass dies eine Begegnung war, die mein Leben verändern sollte. Da lag hilflos ein knallbunter und wunderschöner Papagei. Ich kniete mich vorsichtig hin, um ihn mir genauer anzusehen. Ich bemerkte, dass sein linker Flügel seltsam vom Körper abstand. Er sah mich aus seinen wunderschönen, aber auch traurigen Augen an und endlich verstand ich, was er sagte: „Kopf hoch, Kopf hoch“ immer wieder wiederholte er diese zwei Wörter. Er schien keine Angst vor mir zu haben, im Gegenteil er schaute mich neugierig an. Eins war klar: Er brauchte meine Hilfe und plötzlich erinnerte ich mich zum Glück, dass ich einmal am Bahnhof vorbeigekommen war und eine Menschenmenge vor einem Wohnmobil stand. Beim näheren Hingehen erkannte ich die Aufschrift „Kostenloser tierärztlicher Dienst“. Ich handelte sofort, zog meine Jacke aus und legte sie auf den Boden neben den verletzten Vogel. So vorsichtig wie es nur möglich war hob ich den Papagei hoch, setzte ihn auf der Jacke ab und wickelte ihn darin ein. Zum Glück war der Bahnhof nicht weit. Ich nahm den Vogel vorsichtig vom Boden und lief los. Dort angekommen sah ich mich um und stellte entsetzt fest, dass das Wohnmobil nicht mehr an dem Platz stand, wo ich es zuletzt gesehen hatte. Ich geriet schon in Panik, bis ich eine mir bekannte Stimme hörte: „Kopf hoch, Kopf hoch“ ertönte es aus meiner Jacke und dann wusste ich wieder, dass ich nicht so schnell aufgeben durfte. Ich lief und lief und endlich sah ich das Wohnmobil hinter einem Gebäude stehen. Dort angekommen klopfte ich an die Tür und eine nett lächelnde Frau öffnete mir. Ich bekam kein Wort heraus und reichte ihr nur meine immer noch sprechende Jacke. Die Ärztin erkannte das Problem und versorgte den gebrochenen Flügel. Sie fragte mich, wie der Vogel hieß. Ich schaute ihn an und sagte spontan :“Henry“. Wahrscheinlich ahnte die Tierärztin, dass es nicht mein Vogel war und erklärte mir nebenbei, dass man den Besitzer jederzeit anhand des Fußringes ausfindig machen kann. Sie fragte mich, ob sie dies tun sollte, damit Henry wieder in sein Zuhause kommt. Mit ein paar Körnern und der Adresse in der Hand machte ich mich wieder auf den Weg zu meinem Schlafplatz unter der Brücke. Zum Glück kamen wir am Marktplatz vorbei, wo ich mir aus den zusammengefügten Resten heimlich ein paar Äpfel nehmen konnte. In der Nacht beschloss ich nach langem Überlegen, Henry zu seinem alten Besitzer zu bringen, der ihn bestimmt besser als ich versorgen konnte. Gleich am nächsten Morgen, Henry hatte sich anscheinend schon etwas erholt und setzte sich munter auf meine Schulter, liefen wir quer durch die Stadt, bis wir vor einem kleinen roten Haus standen. Aufgeregt und auch traurig klingelte ich an der Tür, eine ältere Dame öffnete mir und fiel fast um vor Freude, als sie Henry auf meiner Schulter sah. Sie bat mich dann lächelnd herein.

Jetzt lebe ich schon seit über einem halben Jahr im roten Haus. Das hätte ich nie für möglich gehalten! Wir hatten uns an diesem Tag noch lange unterhalten und uns gut verstanden. Mir wurde langsam klar, dass ich nicht mein ganzes Leben unter einer Brücke verbringen wollte. Ich beschloss daher, lieber in ein Heim als nach Hause zu gehen, da ich die nette Dame und Henry jederzeit besuchen durfte. So lernten wir uns immer besser kennen, bis sie mir eines Tages anbot, für immer bei ihr zu leben.

Letztendlich haben wir uns gegenseitig in unseren Netzen aufgefangen und werden von diesem Tag an nie mehr einsam sein.

(Für diesen Text wurde Lena Vaaben von der Jury der 1.Preis der 7. und 8. Klasse zuerkannt.)

Nr. 7 Alina Zielasko, 8.3 Kennen gelernt im Netz

Hallo, ich bin Angelina Fick, wohne in Berlin und bin 14 Jahre alt. Ich werde oft in sozialen Netzwerken z.B. Facebook, Twitter, Instagram oder in der Öffentlichkeit von Mitschülern und Leuten, die ich nicht kenne, wegen meinem Nachnamen gemobbt. Natürlich hatte ich dadurch auch

keine Freunde und bin meistens einsam. Ich bin auch nicht gerade die Schönste und es gab viele unnötige Posts bei den Netzwerken, bei denen ich angemeldet bin.

Ich vertreibe mir oft die Zeit in Netzwerken. Ich lernte bei Facebook einen Jungen kennen. Julian war so alt wie ich, dachte ich zumindest. Er machte mir viele Komplimente und er war der einzige Mensch, der mich verstand und sozusagen mein einziger Freund. Wir schrieben täglich...

Ein halbes Jahr später wurden seine Komplimente immer komischer und bezogen sich immer mehr aufs sexuelle. Ich fand ihn trotzdem süß. Er gestand mir seine Liebe und wir tauschten Telefonnummern aus. Wir telefonierten öfters und er erwähnte, dass wir uns treffen sollten. Ich zögerte erst einmal, aber dann sagte ich zu. Also trafen wir uns am nächsten Tag im Preußenpark. Als ich ankam, sah ich keinen. Auf einmal klingelte mein Handy. Es war Julian, er meinte wir machen sowas wie eine Schnitzeljagd. Ich solle unter die Parkbank schauen und soll den Zettel lesen und die Anweisung befolgen, ohne dass ich was Fragen konnte legte er auf. Mir war nicht Wohl bei der Sache, aber ich tat, was er sagte und las den Brief. Darin stand: "Fahre zur Konstanzer Straße, gehe nach oben und schaue unter den Fahrradständer." Ich fuhr los...

Ein paar Minuten später war ich in der Konstanzer Straße angekommen und lief nach oben und schaute unter dem Fahrradständer nach. Dort war noch ein Brief, auf dem stand: "Hey meine Süße, gleich bist du bei mir. Laufe jetzt gerade aus, am Bäcker vorbei und biege rechts in die Straße ein, dann siehst du mich." Mir war aufgefallen, dass die Handschrift eher aussah, wie eine erwachsene Handschrift, aber ich dachte mir dabei noch nichts. Erst als ich in die Straße einbog und bis nach hinten lief, bestätigte sich mein Bauchgefühl.

Da stand ein Mann, ca. 45 Jahre alt und lief auf mich zu. Ich realisierte, dass das Foto, sein Alter und seine Stimme am Telefon gefaked war. Er hatte einen grünen Mantel an, einen schwarzen Hut, eine Brille, eine schwarze Hose und rote Schuhe. Ich drehte mich um und versuchte wegzurennen. Aber das gelang mir nicht, weil er mich in Sekunden eingeholt hatte und mich mit einer Hand festhielt und mit mich mit der Anderen mit einem Seil fesselte. Danach klebte er mir einen Klebestreifen auf den Mund, dann zerrte er mich in einen weißen VW Bus.

Ich hatte panische Angst. Er sagte: "Schatz, endlich haben wir zueinander gefunden. Ich werde dich nie wieder gehen lassen!" Daraufhin machte er mir den Klebestreifen vom Mund ab. Natürlich war ich leise weil, wenn ich schreien würde, würde ich die Situation verschlimmern. Als er mich an den Stellen anfasste, wo es unangenehm für mich war, sagte ich: "Lass das, ich will das nicht!" Ab da hörte er auf und verließ den VW. Ich wusste zwar nicht, was er da draußen machte, aber das war mir in dem Moment egal. Ich suchte mir etwas, womit ich das Seil durchschneiden konnte. Da sah ich an der Innenwand des Autos ein abgebrochenes Stück. Keine Ahnung, was da vorher war, aber ich wartete nicht lange und fing sofort an mir das Seil von den Händen zu schneiden. Als ich meine Hände befreit hatte, holte ich mein Handy raus und rief die Polizei an und sagte, wo ich mich befand. Natürlich hätte ich stattdessen rausrennen können, aber er stand ja vor der Autotür und er war sowieso schneller als ich, also hätte ich keine Chance zu entkommen.

Nach ein paar Minuten kam schon die Polizei. Meine Mutter war auch informiert. Die Polizei nahm diesen Mann fest und es stellte sich heraus, dass er Raffael Krüger hieß und vor zwei Jahren schon mal wegen Vergewaltigung eines 13-jährigen Mädchens im Gefängnis war. Ich lief aus dem VW und rannte meiner Mutter in die Arme. Sie fragte mich, warum ich ihr nichts von ihm erzählt habe und sagte trotzdem: "Ich bin froh, dass dir nichts passiert ist."

Sie sagte mir öfters, dass ich mich nie mit Leuten, die ich nicht kenne und im Internet kennen gelernt habe, treffen soll. Aber ich habe das wohl immer überhört. Triffst euch nie mit Leuten, die ihr im sozialen Netzwerk kennen gelernt habt. Tauscht noch nicht mal mehr die Telefonnummern aus, weil dich andere über dein Handy orten und dir auflauern können. Die Profilbilder können gefaked sein, das Alter auch und die Stimme kann mit einem Gerät bearbeitet werden.

Also seid nicht so leichtsinnig wie ich, sonst könnte euch das gleiche passieren.

Netzwerke sind nicht immer sicher!

Abgetaucht ins Netz

Seufzend lehnte ich mich von innen gegen die Wohnungstür, die ins Schloss fiel. Noch eine lange Woche geschafft. Ich hatte auch die letzten beiden Stunden Politikwissenschaft überlebt und konnte zu Hause nun ein ganzes, hausaufgabenfreies, sonniges Wochenende genießen. Begleitet von meiner Schultasche ging ich in mein Zimmer, schmiss diese jedoch nach dem Motto: „Ich werde dich nie wieder anrühren, zumindest nicht für dieses Wochenende!“ in die Ecke und ließ mich auf meine Couch fallen. Auf dem Tisch neben mir fand ich mein halbvolles Glas Saft von heute morgen, aus dem ich einen Schluck trank und mir dann meinen Laptop auf meinen Schoß holte. Voller Freude, endlich entspannen zu können, fuhr ich ihn hoch. Erst las ich mir die neuen Mails durch, antwortete auf ein paar von ihnen und ging dann über zu facebook. Dort erwartete mich ein Video, das mit einer Handykamera sehr verwackelt aufgenommen war. Es war ein kleiner Junge von vielleicht zehn Jahren zu sehen, der von mehreren älteren Jungen verprügelt wurde. „Wenn du auch gegen Mobbing bist, like das!“, stand als Aufforderung darunter. Ich klickte das „Gefällt mir“-Symbol an und ging weitere Nachrichten durch. Nach einer Weile hörte ich, wie sich ein Schlüssel im Schloss umdrehte und erkannte wenig später die Stimme meiner Mutter im Flur: „Emilia, bist du schon zu Hause?“. „Ja!“ rief ich und ging hinaus, um sie zu begrüßen. „Na, wie war heute dein Tag?“, fragte sie, wie auch sonst so oft. „Normal, und deiner?“, antwortete ich. „Auch.“, sagte sie, während sie sich die Schuhe abstreifte. „Ich habe vorhin gesehen, dass es bei uns an der Ecke eine neue Pizzeria gibt. Wollen wir dort mal hingehen? Papa und Tim kommen auch gleich.“. Tim war mein kleiner Bruder. Er war zehn Jahre alt und wir hatten uns trotz des Altersunterschieds von sechs Jahren schon immer gut verstanden, doch in letzter Zeit nervte er mich immer häufiger. „Ja, klar, warum nicht?“, sagte ich lächelnd.

Bei der Pizzeria angekommen, setzte ich mich auf den Stuhl neben Tim und nahm mein Handy heraus. „Was machst du da?“, fragte er. „Dinge, von denen du nichts verstehst. Und jetzt lass mich in Ruhe.“, antwortete ich abweisender, als ich es gewollt hatte. Er hatte es ja nur lieb gemeint. „Emilia, das geht auch netter. Dein Bruder hat dir nichts getan.“, mischte sich mein Vater ein. „Ist ja gut. Also, Tim, ich chatte mit meinen Freundinnen.“, erklärte ich ihm. „Heißt das, du redest gerade mit ihnen, obwohl du hier am Tisch eigentlich mit uns reden solltest?“, hakte mein kleiner Bruder, der sonst immer auf meiner Seite war, nach. „Nein! Ich musste nur kurz was wegen der Schule klären.“, redete ich mich heraus, obwohl ich insgeheim wusste, dass Tim Recht hatte. „Kinder, was wollt ihr bestellen?“, fragte meine Mutter und unterbrach unsere kleine Diskussion. Ich nehme eine Pizza Funghi und eine Cola bitte!“, sagte Tim entschlossen. „Dann nehme ich eine Pizza Margarita und einen O-Saft.“, ergänzte ich die Bestellung. Während unseres Aufenthaltes im Restaurant schrieb ich weiterhin mit einigen Freunden. Meine Eltern warfen mir zwar ab und zu böse Blicke zu, sagten aber zum Glück nichts.

Als wir zu Hause ankamen, schloss ich mich sofort in mein Zimmer ein, um mich vor dem Gerede meines Bruders zu schützen. Ich hatte ihn zwar echt lieb, aber er konnte manchmal verdammt nerven, so wie dieses Wochenende. Mit meinem Handy in der Hand setzte ich mich auf meine Couch und war so eine Weile beschäftigt, bis Tim anklopfte. „Kann ich dich was fragen?“, sagte er und schielte durch die Zimmertür, die ich einen Spalt weit geöffnet hatte. „Hast du gerade!“, versuchte ich ihn abzuwimmeln, doch Tim ließ nicht locker. „Bitte!“, fing er schon fast an, jammernd zu sagen. „Na gut, was willst du?“, fragte ich eilig. „Spielst du mit mir Lego?“. Seine Augen funkelten vor Freude. „Nicht jetzt, du siehst doch, dass ich beschäftigt bin. Und jetzt geh.“, sagte ich und wollte die Tür schon wieder schließen. „Emmi, komm schon!“, bettelte er weiter. „Nein!“, sagte ich diesmal energischer und knallte die Tür zu. Wie verdammt nervig mein Bruder

doch sein konnte.

Es war eine Phase von ein paar Monaten, in denen sich Situationen wie diese immer mehr häuften. Mir fiel das nie wirklich auf und auch meine Eltern sagen nichts. Eines Tages bekam ich eine Nachricht, der es gelang, mir endlich die Augen zu öffnen. Sie war von meinem kleinen Bruder Tim. „Liebe Emmi“, schrieb er. „ich habe WhatsApp heruntergeladen, um dir diese Nachricht zu schreiben. Ich hoffe, dass du mir wenigstens so mal zuhörst. Ich glaube, dass du das gar nicht merkst und ich hoffe, dass du es nicht persönlich meinst. Du bist in letzter Zeit sehr gemein geworden. Früher hast du immer, wenn ich wollte, etwas mit mir gemacht. Du warst immer für mich da. Du hattest immer Zeit für mich, auch wenn du lernen musstest oder dich mit deinen Freunden getroffen hast. Ich konnte dir alles erzählen. Aber jetzt bist du immer nur an deinem Handy und ich bin nicht mehr wichtig für dich.“ Meine Augen werden feucht. Eine Träne nach der anderen kullert über meine Wangen und tropft auf meinen Pulli. „Emmi, ich will dich wiederhaben, wie du früher warst. Bitte. Ich weiß nicht, was das ist, was du da an deinem Handy dauernd machst, aber es muss ja wichtiger sein als ich.“ Ich beginne zu schluchzen. „Wenn du mal wieder was mit mir machen willst, dann sag Bescheid, ich warte auf dich. Ich hab dich ganz doll lieb. Dein kleiner Bruder Tim.“ Ich kann mich nicht mehr halten. Meine Hände sind von Tränen benetzt und ich weine wie schon lange nicht mehr. Wie kann *mein* kleiner Bruder auf die Idee kommen, dass mir irgendwas anderes auf dieser Welt wichtiger ist als er? Ich bin angelockt worden vom Netz. Ich bin ins Internet abgetaucht, gefangen im Netz, entführt und getröstet vom Netz. Ich habe mich stehlen lassen. Ich bin so eine schlechte Schwester, so egoistisch. Wer weiß, was Tim mir alles hatte sagen wollen. Und ich habe ihm nicht zugehört. Wie blöd ich doch bin. Wie soll ich das bloß rückgängig machen? Ist das überhaupt möglich? Eine Mischung aus vielen Fragen und Vorwürfen an mich selber schwirren mir im Kopf herum. Als erstbeste Lösung schalte ich mein Handy aus und klopfe an Tims Zimmertür. „Herein?“, sagt er. Ich gehe hinein und setze mich auf sein Bett. „Komm mal hierher.“, bitte ich ihn. Er setzt sich neben mich. „Warum hast du geweint?“, fragt er mit besorgtem Blick. „Weil ich durch deine Nachricht erfahren habe, wie blöd ich mich benommen habe. Es tut mir wirklich sehr leid und ich danke dir, dass du mir das endlich sagen konntest. In dem Fall ja eher schreiben.“ Tim lacht. „Und ich bin froh, dass du endlich wieder die Alte bist! Ich habe dich ja so vermisst.“, sagt er und drückt mich. „Tim, vergiss nie, dass ich dich mehr lieb habe als alles andere, ja?“, frage ich vorsichtshalber noch einmal nach. „Ja-ha. Und jetzt muss ich dir was erzählen...“, sagt er und beginnt voller Eifer, mir Geschichten zu erzählen.

Nr. 9 Filiz Laura Batiran, 10.1

In Netzstrumpfhosen wider Willen

Ich heiße Boryana und bin in Bulgarien geboren. Mein Vorname bedeutet auf Deutsch übersetzt „die Kämpferin“. Ob meine Eltern damals bei der Namenswahl schon ahnten was mir das Leben bringen würde? Mit meinen 19 Jahren jedenfalls habe ich schon viel Schlimmes durchgemacht und mein Name war bis jetzt Programm.

„Du wirst in einem Restaurant arbeiten und mit mir zusammen in Berlin leben. Es wird sensationell, die Wohnung ist wirklich klasse!“ sagte Darko. Darko war mein absoluter Traummann. Er sah nicht nur fantastisch aus, sondern er hatte auch Freunde in Deutschland, welche uns eine Wohnung und einen Job in Deutschland verschafft hatten. Dass Darko 10 Jahre älter war als ich, störte mich nicht. Auf alten Schiffen lernt man schließlich segeln. Bis jetzt hatte ich bei meiner Mutter, mit meinen 4 Geschwistern, auf 60 Quadratmetern, in einer tristen Siedlung aus maroden Betonwohnblöcken in Sofia gewohnt. Doch jetzt war ich 16 geworden und meine Mutter hatte endlich zugestimmt, dass ich mit Darko nach Deutschland reisen durfte. Selbstverständlich würde ich von meinem Geld

meine Familie in Bulgarien unterstützen. Das war das überzeugendste Argument. In einem alten Peugeot 307 machten Darko und ich uns auf die Reise nach Berlin. Dort angekommen brachte er mich in unsere neue Behausung. Ungläubig betrat ich die Wohnung, welche er als „Klassewohnung“ bezeichnet hatte. Es war eine 20 Quadratmeter große 1-Zimmer-Wohnung im Stadtteil Neukölln. Sie verlief schlauchartig und lag im Souterrain ohne Tageslicht. Egal dachte ich mir, solange ich mit Darko zusammen wohnen würde, wäre es meine Traumwohnung. „Gib mir mal bitte deinen Pass mein Liebling. Ich muss morgen zum Einwohnermeldeamt, da brauche ich ihn“, sagte Darko. „Vielen Dank, dass du dich um alles kümmerst“, antwortete ich und übergab ihm meinen Pass. Die ersten Tage waren wirklich sehr schön. Darko zeigte mir die Stadt. Ich fand Berlin atemberaubend aufregend und total faszinierend. Es war allerdings alles wesentlich teurer als in Sofia. Mit der Zeit wurde es mir unangenehm, jedes Mal Darko um Geld zu bitten, wenn ich mir etwas kaufen wollte. „Wo ist denn eigentlich das Restaurant in dem ich arbeiten werde?“, fragte ich daher Darko nach einer Woche. Ich wollte jetzt endlich eigenes Geld verdienen und etwas für unsere schöne gemeinsame Zukunft beitragen. „Weißt du?“ druckte er herum, „leider kannst du in diesem Restaurant doch nicht anfangen. Es ist wegen deines Alters. Sie beschäftigen leider niemanden unter 18 Jahren“. „Werden wir jetzt wieder nach Sofia fahren müssen?“, fragte ich angsterfüllt. „Auf keinen Fall! Ich werde mir irgendetwas schon einfallen lassen“, antwortete Darko. Und er ließ sich was einfallen, doch diesen Plan schmiedete er bereits lange Zeit zuvor. Abends kam er nach Hause und brachte mir ein Dessous und eine Netzstrumpfhose mit. Er bat mich beides anzuziehen und machte sexy Fotos von mir. Wir verbrachten eine sehr schöne Nacht. Ich war sehr glücklich. Morgens fragte er mich dann, ob er die Fotos seinen Kollegen zeigen dürfte. Die Kollegen würden ihm im Gegenzug etwas Geld dafür geben und so könnte ich etwas Geld zum Lebensunterhalt beisteuern. Er ließ mich im Glauben, dieses Geld bitter nötig zu haben und darum stimmte ich zu, schließlich wollte ich unbedingt im schönen Deutschland bleiben.

Nach einigen Wochen wurde Darkos Laune plötzlich immer schlechter. „Was ist denn los mein Schatz“, fragte ich ihn. „Unser Geld wird leider nicht ausreichen, um langfristig in Deutschland bleiben zu können. Ich befürchtete, dass wir wieder nach Sofia zurückkehren müssen. Dies stimmt mich so traurig und wütend“, antwortete er. Ich fühlte mich schlecht und irgendwie verantwortlich für diese Situation, da ich ja kein Geld verdiente. Er nahm meine Hände und schaute mich zärtlich an. „Es gäbe da allerdings eine Möglichkeit für dich schnelles leichtes Geld zu verdienen, aber das kann ich dir nicht abverlangen.“ „Wieso nicht? Was muss ich denn machen? Ich tue alles in meiner Macht stehende“, antwortete ich ihm. Darko sagte, dass ich mit einigen seiner Kollegen gegen Geld schlafen könnte. Diese fanden mich auf den Fotos alle total scharf und wären bereit 50 Euro je sexuellen Akt zu zahlen. Die Summe ließ mich hellhörig werden wenn man bedenkt, dass der durchschnittliche Monatslohn in Bulgarien 300 Euro beträgt. Nach anfänglichen moralischem Bedenken sagte ich: „Ich mach das“. Ich wollte einfach, dass Darko wieder bessere Laune hatte. Ich war blind vor Liebe, jung und naiv.

Es war schlimm und eklig seinen ersten Freier zu empfangen. Aus Schamgefühl und Verzweiflung hatte ich beim Sex geweint, weiß ich noch ganz genau. Der circa fünfzigjährige Freier streichelte mir lustvoll immer wieder über mein Haar und sagte: „Keine Angst meine Kleine, Daddy wird ganz vorsichtig sein“. Und von Freier zu Freier wurde es nur schlimmer und ekkliger.

„Geh dich waschen, du siehst alt und verbraucht aus. Gleich kommt der nächste Kunde!“ sagte Darko zu mir. Mittlerweile waren es zwei Jahre, die ich mich bereits prostituierte. Doch aus Liebe zu Darko tat ich es schon längst nicht mehr. Er sagte mir bereits nach einem halben Jahr ungefähr, dass es ihm vor mir graute und ich ihn nur noch anwiderte. Es brach mir das Herz. Als ich dann zu Darko sagte, dass ich meinen Körper nicht mehr verkaufen möchte, gab es eine mächtige Tracht Prügel für mich. „Du wirst schön weiter für mich arbeiten, verstanden?“ sagte er. Er drohte mir, mich wieder zu schlagen, wenn ich noch einmal so etwas in der Art sagen würde. Er würde auch meine Fotos im Internet verbreiten und allen in Bulgarien erzählen, womit ich mein Geld eigentlich verdiente. Diese Schmach und Schande wollte ich nicht über mich und meine Familie kommen lassen. Da Darko meinen Pass noch immer hatte konnte ich auch nirgend wo anders hin. Er hatte

ihn mir überhaupt nicht zurück gegeben seit damals, musste ich entsetzt feststellen. Um meinen Körper zu betäuben, nahm ich seit einem Jahr Kokain und war abhängig von dem Zeug. Nur so konnte ich mein Leben noch ertragen. Ich konnte verdrängen, vergessen und mich ablenken von dem was ich machte und was mit mir gemacht wurde. Ich sehnte mich nach einer besseren Zukunft, egal ob in Deutschland oder in Bulgarien mittlerweile.

Kurz vor meinem neunzehnten Geburtstag wurde ich schwanger, obwohl ich immer Kondome bei meinen Freiern benutzt hatte. Darko hatte darauf bestanden, da er mit einer schwangeren Hure kein Geld verdienen konnte, sagte er häufig zu mir. Ich selbst wollte es natürlich auch, damit ich mir keine Krankheiten wegholte. Mein Schwangerschaftstest war jedenfalls trotzdem positiv. „Bist du zu blöd um ein Kondom zu benutzen?“ hörte ich ihn noch schreien bevor Darko versuchte mir das Kind aus dem Leib zu prügeln und ich ohnmächtig wurde.

In einem Krankenhausbett wurde ich wieder wach. Darko hatte mich durch einen Krankenwagen abholen lassen und erzählt, dass ich die Kellertreppe hinabgestürzt sei. Die aufmerksamen Krankenschwestern jedoch glaubten Darko, Gott sei Dank, kein Wort und sie ließen ihn nicht mehr zu mir. Das Kind hatte ich verloren und ich war körperlich und seelisch total am Ende. Jetzt hatte ich Zeit mich zu erholen und einen Drogenentzug zu beginnen. Eine Sozialarbeiterin vom Verein Neustart besuchte mich regelmäßig. Dieser christliche Verein hilft Frauen beim Ausstieg aus der Prostitution. Von ihr erfuhr ich auch, dass ich nicht alleine in so einer fatalen Situation war. Hunderte von Mädchen werden in Deutschland zur Prostitution gezwungen und viele unter ihnen stammen aus Osteuropa. Sie werden unter falschem Vorwand nach Deutschland gelockt und landen dann in Bordellen. Mittlerweile geht es mir viel besser. Nach meinem Krankenhausaufenthalt bin ich nicht zu Darko zurück gekehrt. Über die bulgarische Botschaft habe ich einen Ersatzpass erhalten. Ich bin in einem Frauenhaus untergekommen und habe dort viele Leidensgenossen kennengelernt. Der Verein hilft mir bei meiner beruflichen Neuorientierung. Ich werde ganz neu anfangen. Jetzt werde ich meinem Namen noch einmal alle Ehre machen.

(Für diesen Text wurde Filiz Laura Batiran von der Jury der 2.Preis der 9. und 10. Klasse zuerkannt.)

Nr. 10 Sarah Lubitz, 10.4

Im Netz

Er presste sich ganz eng an die Wand und versuchte so flach wie möglich zu atmen, was ihm, nach den Ereignissen der letzten Stunden, natürlich nicht gelang, Er hört schwere Schritte auf sich zu kommen und schloss die Augen vor dem Unvermeidbaren. Als er sie wieder öffnete standen drei große, kahlköpfige und Angst einflößende Männer vor ihm. Einer von ihnen holte aus und schlug ihm mit einem hölzernen Baseballschläger in den Magen. Er krümmte sich vor Schmerzen. Er wurde an Armen und Beinen gepackt und auf den Rücksitz eines schwarzen Kleintransporters geworfen. Seinen abgewetzten Seesack, den er nur mit dem nötigsten Sachen gepackt hatte , wurde ihm auf den Brustkorb geworfen. Zwei der Männer setzen sich nach vorn, während ihn der dritte hinten auf dem angeranzten Rücksitz bewachte. Der Kleintransporter hatte schwarz getönte Scheiben, sodass man von außen nicht hineinsehen konnte .

Nach einer schweigsamen Stunde Fahrt hielt der Wagen vor einem Sicherheitszaun. Der Transporter wurde ohne Zögern durch gelassen, da es einer der Sicherheitswagen des Campus war. Man packte ihn, stellte ihn auf seine Beine und forderte ihn auf, zu dem ersten Haus auf dem Campus zu gehen. Es sah wie ein gewöhnliches Wohnhaus aus , doch auf dem zweiten Blick sah man die Metallgitter

vor den Fenstern und die Schießscharten am Dachrand.

Nachdem die schwere Holztür hinter ihm zugefallen war, hob er den Blick vom Boden und schaute sich um . Er befand sich in einem vertäfelten Raum ; vor ihm ein riesiger Mahagonischreibtisch mit einem lederbezogenen Sessel auf der einen Seite und einem alten Drehsessel mit einem korpulenten Mann auf der anderen .

Der Mann auf dem Drehstuhl hatte ein speckiges Gesicht mit hängenden Schweinebacken. Seine Haare waren nur noch dünn und strähnig. Die Knopfleiste seines Hemdes spannte sich über seinem dicken Buch und in der Hemdtasche steckte eine Zigarre.

“Setz dich !“ forderte er mit durchdringender Stimme, wobei sich seine dicken Wurstlippen nur einen Spalt breit öffneten. Als er sich setzte versank er fast in dem weichen Lederpolster .Der dicke Mann schlug eine Pappmappe auf.

“So, dich hat man also 100 Kilometer von unserem wunderschönen und heimatlichen Campus aufgegriffen. Wir bieten dir hier doch alles , was man für ein erfülltes Leben braucht. Deine Eltern zahlen Geld dafür , dass du hier mit ihnen leben kannst und sie wären sicher sehr enttäuscht und traurig , wenn sie wüssten , dass du unsere sinnliche Glaubensgemeinschaft verlassen möchtest. Am Besten wäre doch , wenn sie nichts davon erfahren würden , oder? Also , ich würde mal sagen , ich erzähle ihnen nichts von deinem kleinen Ausflug und im Gegenzug wirst du drei Monate lang jeden Tag in der Kapelle das Wachs abkratzen, die Figuren polierten und die Bänke reparieren .Der monatliche Ausgang in die Stadt ist natürlich auch gestrichen und du ziehst es dafür nie mehr in Erwägung abzuhaufen. So, und jetzt geh in dein Haus zu deinen Mitbewohnern , pack deine Sachen aus und melde dich bei deinem Hausältesten!“

Der Mann klappte die Mappe zu ,quälte sich aus seinem Stuhl und brachte ihn zur Tür.

Betrübt trottete mit seinem Seesack zu seinem alt vertrauten Haus, das in einer langen Reihe mit vielen weiteren Häusern stand. In diesem Haus lebte er schon seit fünf Jahren. Davor hatte er mit seinen Eltern in einem der Familienhäuser gewohnt, doch ab dem Alter von zwölf Jahren mussten Kinder ihre Eltern verlassen und in eines der Jugendgemeinschaftshäuser ziehen. In seinem Haus wohnten noch sechs weitere Jugendliche und er war weder der Jüngste , noch der Älteste.

Seinen Seesack warf er auf die obere Matratze eines Doppelstockbettes . Es war nur ein älterer Jugendlicher im Raum, der von seinem Bett sprang und ihm erstmal eine schwungvolle Ohrfeige verpasste. Er taumelte zurück und hielt sich dabei eine Hand an die rote , schmerzende Wange. „ Du wolltest unsere Gemeinschaft verraten! Du wolltest unseren Glauben verraten ! Ich hoffe, du hast deine gerechte Strafe bekommen !“

Dann gab der Ältere ihm die Hand und beide gingen zum Sportplatz, wo die anderen Jugendlichen gerade Fußball spielten .Er setzte sich an den Spielfeldrand ,während sein Mitbewohner zu einer Mannschaft auf das Spielfeld rannte.

Seine Gedanken schweiften ab. Er wusste, dass er hier raus musste. Wahrscheinlich war er der Einzige, auf diesem Campus , bei dem die Gehirnwäsche , die hier natürlich nicht so genannt wurde , nicht gewirkt hatte.

Alle hier , jung und alt , waren auf die „ Prediger“ und „Wegführer“ fixiert, die ständig vom „einzig richtigen Weg in den Himmel“ sprachen. Er musste hier raus und den Menschen da draußen die Wahrheit erzählen. Die Leute hier auf dem Campus konnte er nicht retten, aber er konnte vielleicht andere Menschen davon abhalten ,dieser „Wegesleitender Glaubensgemeinschaft“ beizutreten.

Ein Ball , der auf ihn zuflog , riss ihn aus seinen Gedanken. Er versuchte noch , dem Ball

auszuweichen doch er traf ihm am Kopf und prallte ab. Er stand auf, nahm seine kleine Ledertasche, die er immer bei sich trug, und ging zu einer kleinen Baumgruppe in der Nähe des Spielplatzes. Er setzte sich unter einen Baum. Hier hatte er endlich seine Ruhe. Aus der Tasche nahm er kleines Notizbuch und einen Stift heraus. Dieses Buch führte er seit er schreiben konnte. Mittlerweile hatte er schon fünf von diesen Notizbüchern voll geschrieben. Jeden Tag schrieb er die Ereignisse auf dem Campus und die Methoden der „Wegführer“ auf, damit er, falls er hier rauskommen würde, einen Beweis hatte, dass es sich bei dieser Glaubensgemeinschaft um eine Sekte handelte., die ihre Mitglieder absichtlich manipulierte, um an ihr Geld zu gelangen.

Er fing an zu schreiben : über den Tag und wie sie ihn gefunden und wieder zum Campus zurückgebracht hatten, wie das Gespräch mit dem Obersten verlief und über das Verhalten seines Ältesten im Wohnhaus.

„Einige Monate werde ich mich unauffällig verhalten und die Verbreitung der Methoden vorbereiten und dann wird alles ans Licht kommen!“ dachte er und schaute sich um, ob ihn jemand beobachtete. Da er niemanden sah holte er ein altes, aber funktionierendes Handy hervor. Bei seiner letzten Flucht hatte er einen jungen Mann kennengelernt, der ihm angeboten hatte, ihn im Falle seiner Flucht zu verstecken und seine Geschichte an die Öffentlichkeit zu bringen. Er war einer unbedeutender Journalist einer großen Zeitung. Dieser hatte ihm das Handy gegeben und auch die Nummer einer befreundeten Rechtsanwältin.

„Ich werde meine Flucht genauer planen und sie in einigen Monaten durchführen. Ich werde Ihre Hilfe und die Ihrer Freundin brauchen!“ tippte er und schickte die Nachricht ab.

Er steckte das Buch und das Handy wieder in die Tasche und stand auf. Er lief den schmalen Weg zwischen den Hütten entlang und erreichte eine große Kapelle. Als er die Tür öffnete schlug ihm schon der modrige Geruch entgegen. Auf einer Bank saß einer der „Wegführer“ als hätte er ihn erwartet. „Geh zu den Kerzen! Ein Spachtel liegt daneben. In zwei Stunden werde ich zu dir kommen.“ sagte der Mann ohne ihn ein einziges Mal anzusehen. Er ging in den hinteren Bereich der Kapelle, nahm den Spachtel und begann, das übergetropfte Wachs abzuschaben. Wenigstens hatte er hier ungestört Zeit zum Nachdenken und um einen Fluchtplan zu schmieden. Nachdem er etwas ein viertel des Wachses abgekratzt hatte waren die zwei Stunden vorbei. Der Mann von zuvor kam ohne ein Wort zu ihm und deutete ihm, dass er gehen könne. Als er aus der Tür trat empfing ihn eine wohlige Wärme : die Abendsonne schien ihm ins Gesicht. Eigentlich war es fast harmonisch, doch er sah nur die grauen Hütten und den Maschendrahtzaun, der ihn von der Welt da draußen trennte.

Er würde hier rauskommen, das wusste er.

Er sah die Gruppe Jugendlicher vom Sportplatz in Richtung des großen Speisesaals laufen. Auch er schlenderte dort hin, da er seit geraumer Zeit nichts mehr gegessen hatte. Nach dem Essen – es gab Nudeln mit Tomatensoße, da hier in der Sekte niemand Fleisch essen durfte – gingen die meisten jungen Leute in die Freizeiträume. Auf dem Campus gab es unter anderem einen Fitnessraum, eine Bücherei mit Lesecken und einen Musikraum.

Er setzte sich auf sein Stockbett. Er war allein in dem Häuschen und so holte er sein Buch hervor und fing an :

„Es ist wie ein Spinnennetz und ich bin wie eine kleine Fliege, die aus dem Netz entfliehen muss, ohne dass die Spinne die Fliege erwischt. Ich befinde mich in diesem Netz aus gesponnenen Fäden, sodass mich die Obersten der Organisation immer irgendwie finden. Ein Spinnennetz besteht aus klebrigen Fäden und aus nicht- klebrigen. Und so ist es hier auch. Eine Fliege muss, um zu entkommen, einen nicht – klebrigen Faden finden. Ich muss einen Weg hier herausfinden, ohne

gefasst oder verraten zu werden Ich darf in keine Falle treten.“
Er steckte das Buch in die Tasche und schob diese unter sein Kopfkissen.

Einige Monate später :

Es war eine milde Sommernacht. Er stand am Ende des kleinen Wäldchens und starrte auf das Loch im Boden, welches unter dem Drahtzaun durchführte : sein Weg hier raus ! Sein Weg in die Freiheit!
Er wollte gerade durch das Loch kriechen , da hörte er Schritte und sah das Licht.....

Nr. 11 Nadine Peter, 10.5

Nur im Netz

*Es ist der 5. Juni 2015, ich sitze in meinem Zimmer auf meinem Bett.
Es ist alles noch wie zuvor. Die Vorhänge sind noch immer hellrot, die Wände noch immer mit Postern bedeckt und der Schreibtisch noch immer mit Schulsachen, die die Tastatur des Computers beinahe vollkommen verstecken.
Alles wie zuvor. Alles.
Doch es ist von Grund auf anders.
Ich bin von Grund auf anders. Anders als noch vor drei Monaten, als alles begann.*

Es war gerade Frühling, gerade warm genug, dass sich die ersten Knospen den Weg durch die Erde bahnten. Ich war auf dem Weg nach Hause, hörte Musik und dachte an das Wochenende, das bevorstand. Ich hatte nichts vor. Meine beste Freundin war beschäftigt: ihr neuer Freund, und ich hatte keine Lust, ihrem Geturtel zuzusehen. Ich war single und glücklich damit. Ich hatte Zeit zu entspannen, Zeit zum Nichtstun. Nächste Woche standen weder Tests noch Arbeiten an, ich hatte alle mehr oder weniger diese Woche hinter mich gebracht. Ruhe.
„Knall die Türe nicht so!“, meine Mutter. Und Schluss war mit der Ruhe. Da die Tür schon einmal zu war, da blieb sie es auch, also machte ich mir nicht die Mühe, meinen Eltern „Guten Tag“ zu sagen. Rucksack aufs Bett und auf an den PC. Ruhe und Frieden. Was braucht es mehr als eine schalldichte Tür, eine Cola und einen Laptop?

*Ich war so sorglos. So frei von Ängsten, als ich damals das Internet durchsuchte.
Sorgenlos. Töricht.
Ich dachte mir nichts dabei, ein bisschen chatten hier, ein bisschen quatschen da, ein bisschen flirten dort. Ich war 17, was hatte ich schon zu verlieren? Heute weiß ich es : viel. Viel. Denn wenn man jung ist hat man noch vieles, vieles das man verlieren kann.
Ich bin 17. Und ich habe nichts mehr zu verlieren. Ich bin 17. Ich bin alt.*

Facebook, Twitter, Habbo. Chatten, quatschen, flirten. Ich hatte Spaß.
Spaß. Und dann war da mehr. Er hieß Paul. Paul, einfach nur Paul. Klug, witzig, charmant.
Verliebt, verlobt, verheiratet.

Geschieden.

Ich war schon von seinem Bild hin und weg. Paul. Braune Harre, volle Lippen, Lächeln. Paul.
Als wir anfangen zu schreiben war es 17.36 Uhr. Schon nach einem kurzen Augenblick, so kam es

mir vor, rief mich meine Mutter. „Morgen is doch frei, Mom, was hast du denn? So spät ist es doch gar nicht!“ 22.48 Uhr

22.50 Uhr: Mom stand in der Tür. „Ich sagte ja nicht du sollst ins Bett, nur vom PC langsam. Du bekommst noch quadratische Augen.“ Ich spürte, wie ihr Blick mich von hinten durchbohrte. Ich drehte mich. Erwartungsvoller Blick, Hände in den Hüften. Ich hatte verloren.

Ich verabschiedete mich. „:(“

Montag morgen. Kein weiteres Wort mit ihm geschrieben. Mom hatte mich Sonntagmorgen wecken wollen und mich am PC entdeckt. Er war noch nicht on gewesen. Für Mom war es „schlecht für die Gesundheit eines Kindes, schon so früh am Morgen am Computer zu sitzen“. Bla. Bla. Bla.

Im Klartext: Laptopverbot für den Rest des Wochenendes. Also keine Möglichkeit, ihn zu erreichen. Genauso wenig wie in der folgenden Woche. Kein Tag, an dem ich nicht im Chatroom auf Paul wartete, kein Tag, an dem er mich nicht warten ließ.

Samstag; 7. März. Chatroom 3. 14.17 Uhr. Ich warte.

16.46 Uhr : „Hey“

Endlich: Er hatte mir zurückgeschrieben. Mein Herz schien Luftsprünge zu machen. Meine Hände zitterten über die Tastatur. „Hey =)“

Stunden, Stunden um Stunden schrieben wir. Stunden die vergingen wie Minuten.

Er spielte gerne Handball, mochte die selbe Band wie ich und seine Lieblingsfarbe war rot.

Rot. Blut, Tod. Rot wie mein Herz damals, rot wie die Pfütze die es hinterließ. Rot, ich hasse diese Farbe, viel zu intensiv, viel zu grell und doch zu dunkel.

Weiß, eine schöne Farbe, sie ist alles und doch nichts. Nichts. Rein gar nichts.

Immer wieder stockten meine Hände über der Tastatur, ich konnte mich einfach nicht konzentrieren. Wie sollte ich auch? Er war so schüchtern und doch so offen. Wir hatten die gleichen Interessen und Hobbys. Und er machte mir Komplimente - keine machohaften - sanfte, mich wie ein Seidentuch umhüllende Worte. Ich fühlte mich so geborgen.

Umhüllen, umwickeln, enger ziehen. Töricht.

„Was möchtest du zum Abendbrot essen?“, Moms Stimme hallte durch die ganze Wohnung.

„Ich habe noch keinen Hunger!“, energisch wie ein Crescendo ansteigend mündete meine Antwort in einem geschrienem „Hunger“. Gespannt wartete ich auf die Reaktion meiner Mutter, schon eine Entschuldigung parat.

Wieso? Wieso, Mom, bist du nicht einfach gekommen und hast mir ein Computerverbot gegeben?

Gut, sie hatte sich wohl entschieden, mich in Frieden zu lassen. An diesem Abend ging ich mit einem Lächeln ins Bett.

Die nächsten Wochen schrieben wir immer wieder. Manchmal meldete er sich aber auch tagelang nicht und ich wartete vergebens im Chatroom. Ich bekam nie eine Antwort auf meine Frage, warum er sich nicht bei mir meldete, nur süße Neckereien. Mit Paul gingen unausgesprochene Wünsche in Erfüllung. Ich war nicht mehr allein an Abenden, an denen meine beste Freundin Dates mit ihrem Freund hatte. Nun hatte ich auch Verabredungen, wenn auch nur virtuell.

Und ein weiteres Mal schien Paul mir einen Wunsch von den Augen abzulesen, wobei er sie doch gar nicht sah. „Hey, ich hatte mich gefragt, ob wir uns nicht vlt. treffen wollen? Dann sehen wir mal was anderes als immer nur die Bildschirme, wenn wir miteinander schreiben.“

Poch, poch, poch.

Platz!

Als ich zwei Wochen später von der Schule nach Hause kam, setzte ich mich nicht an den Computer, sondern vor den Kleiderschrank. Was sollte ich anziehen? Eine Jeans? Oder war das zu ordinär für ein Date? Was, wenn ich ihm im echten Leben nicht gefallen würde?

Ich durfte mich nicht zu normal kleiden, das stand fest, also flogen sowohl mein Lieblings-T-Shirt, als auch die hellblaue Jeans von der Liste. Vielleicht eine Bluse? Die mit dem V-Ausschnitt ist schön. Doch ich darf auch nicht zu viel zeigen. Ich war am Verzweifeln.

Letztendlich stand ich in schwarzer Skinny-Hose und der dunkelroten Bluse meiner Mutter, die man unter dem geschlossenen Mantel eh nicht sah, um 17.48 Uhr vor dem Bahnhof, an dem Paul mich abholen wollte. Noch 12 Minuten, dann würde ich ihn endlich sehen. Die schlimmsten 12 Minuten meines Lebens.

Jaa, das dachte ich damals. Nichts ist schlimmer als ganze 12 Minuten auf seinen Schwarm zu warten. Nichts. Nichts war törichter als dieser Gedanke. Ich sehne mich nach diesen 12 Minuten zurück, zurück an die Zeit davor. Vorfreude ist eben die beste Freude, die einem genommen wird, noch bevor man begriffen hat, worum es eigentlich geht, noch bevor einem bewusst wird, das alles umsonst ist, alles. Nichts.

Pünktlich um 18 Uhr hallten die Glocken der nahegelegenen Kirche. Dann tippte mir jemand auf die Schulter. Erwartungsvoll, mit einem Lächeln, das sich in mein Gesicht schlich und leuchtenden Augen drehte ich mich um.

18.24 Uhr. Heiser vom Schreien fasste ich mir an den Hals. Jeder Atemzug brannte mir in der Kehle, doch meine Lunge schien nicht ein kleines bisschen Luft zu erreichen. Die Wände wollten mich mit ihrem grauen Putz erdrücken, näher und immer näher kroch die Kälte, die sie ausstrahlten.

Kälte. Ha! Als ob das noch etwas ausmachen würde. Ich freue mich auf das Feuer. Die Flammen werden mich umhüllen, verschlingen und geborgen halten. Die ewige Glut der Hölle wird mir das Gefühl auf der Haut, das sie noch immer zu durchdringen versucht, sich von ihr mit keinem Wasser der Welt entfernen lässt, nehmen, es herausschneiden.

Blut rann mir über mein Bein und schien die letzte Wärme aus meinem Körper zu transportieren, während es von meinem Oberschenkel tropfte. Ich hörte nichts, weder das Aufkommen meines eigenen Blutes auf dem Beton, noch meine schon seit Stunden erstickten Schreie. Ich nahm keinen Schmerz wahr, nur Leere. Er war gekommen. Er war gegangen. Er hatte alles mit sich genommen. Ich setzte mich auf, ich war nicht mehr gefesselt. Ich grub meine Hände in den Stoff des Lakens, das auf der längst ausgedienten Matratze lag, stand auf und ging. In einem Café wusch ich mir auf der Toilette das Gesicht. Ich ging nach Hause.

„7.Juni 2015

Gestern wurde ein 17. Jähriges Mädchen mit aufgeschnittenen Pulsadern in ihrem Zimmer aufgefunden. Die Polizei geht trotz des Fehlens eines Abschiedsbriefes von einem Selbstmord aus.“

(Für diesen Text wurde Nadine Peter von der Jury der 1.Preis der 9. und 10.Klasse zuerkannt.)

Nr. 12 Janina Warich, 10.5

„Im Netz der Spinne“

Vier Wochen im Dunkeln, in Enge sind vorüber
Raus will ich, die Welt entdecken, wie früher.
Was passiert dort draußen?
Ich arbeite ohne Pausen,
Was passiert nahe meiner Puppe?
Zu anderen will ich, zu meiner Gruppe.

Ich möchte viel erleben,
Mein Leben genießen.
Runter soll meine Puppe vom Ast,
Einen Monat ohne Sonne verbracht.
Nun kommt mir meine Lust auf mehr
Sonne und frische Luft soll wieder her.

Jetzt habe ich es fast geschafft,
Meine Puppe ist geplatzt.
Ich ziehe mich aus der Hülle heraus,
Ziehe aus, aus meinem dunklen Zuhause,
Klammere meine Beine außen fest,
Endlich bin ich heraus aus meinen Nest.
Größer werden meine beiden Flügel
Im lauen Lüftchen auf einem Hügel
So werde ich bald ein sehr schöner Falter
Ich merke es ist Sommer, und kein kalter.

Ich fühle die warmen Sonnenstrahlen,
Befreit bin ich von meinen Qualen.
Welch' bunte schöne Blumen!
Ich spüre hohe Lumen.
Farben allerlei',
Endlich bin ich frei,
Links und rechts nur grün und gelb,
Gerade aus ein weites Feld,
Dahin will ich mich begeben,
Startschuss für mein neues Leben

Der rote Tropfen ist ausgeschieden,
Nun möchte ich endlich fliegen.
Ich mache mich bereit und hebe ab,
doch plötzlich falle ich hinab.
Geschwind werde ich herangetrieben,
Das Feld entlang mit vielen Hieben.
Es ist der Wind mit aller Kraft,
der mich vom Wege hat gebracht.

Der starke Sturm, er ist dahin
Ich frage mich wo ich bin.
Kann mich nicht befreien, klebe fest,
Besinne mich schnell, ein Spinnennest.
Die Spinne eilt zu mir herbei.
Jetzt bin ich nicht mehr frei .
Ihr großer Kopf, ihre acht Beine,
Los komme ich nicht von alleine.
Nun webt sie ein Netz um mich,
Weiße Fäden, bedauerlich!

Bewegen kann ich mich nicht.
Ich sehne mich nach Sonnenlicht.
Möchte mich befreien aus eigener Kraft,
Leben ist meine Leidenschaft,
Befinde mich in einer Haft,
Weder ist sie grob noch zaghaft.

Nun saugt sie mich aus,
Komme nicht mehr hier raus,
Den Fühler strecke ich hinaus,
Doch mein ersehntes Leben, ist es aus?
"Habe Acht!" ist das Gesetz!
Doch gefangen bin ich im Netz.

Nr. 13 Jakob Potrykus, 10.5

Vergessen, dass man vergisst und die Trennung vom Bewussten

Wo? Wo war ich als ich vergaß, dass ich mich erinnern muss? Ist es mir schon mal passiert, dass ich vergessen habe? Ich weiß es nicht mehr. Ich weiß nur noch, dass ich mich nicht daran erinnern kann.

Also stehe ich hier und denke, an das was ich vergessen habe. Ich kann mich nicht bewegen, denn ich bin wie eine Spinne die vergessen hat, dass ihr Netz klebt. So stecke ich hier fest und verhungere.

Also lasse ich mich von der Strömung ziehen und denke, an das was ich vergessen habe. Ich kann nicht beeinflussen, wohin ich treibe, denn ich bin wie eine Schildkröte, die vergessen hat, dass sie schwimmen kann. So verheddere ich mich im Müll und ersticke.

Also segle ich im Wind und denke, an das was ich vergessen habe. Ich kann nicht mehr aufsteigen und falle immer schneller, denn ich bin wie eine Möwe, die vergessen hat, dass sie fliegen kann. So rase ich in Richtung Boden und falle zu Tode.

Immer und immer wieder sehe ich diese Bilder und ich fürchte, ja ich fürchte, ich werde sie noch in alle Ewigkeit sehen, wenn ich mich nicht erinnere. Von diesen Gedanken getrieben löse ich mich schlussendlich von meinem Netz, fange an mit meinen Flossen zu schwimmen und breite erneut meine großen Schwingen aus, denn ich habe Angst, Angst zu vergessen, dass ich mich erinnern will.

So verschwimmen nun diese Bilder und mir offenbart sich ein Weg, während tief in mir eine Hoffnung und ein Zweifel wachsen.

Also gehe ich diesen schwarz weißen Weg, der mich ins Nichts führt.
Während ich gehe, echo mir eine Frage ständig durch den Kopf und ich höre sie immer wieder.
Wo? Wo? Wo war ich? Doch alles was ich sehe, ist ein weißer leerer Raum. Werde ich mich an eine Antwort erinnern? Ich bleibe in dieser schwarz weißen Welt allein mit meinen Fragen und mein einziger Kompanion ist die sich ständig verändernde gleichbleibende Straße. Doch ist sie auch verschwunden als ich am Fuße eines Berges an gelange. Weit oben sehe ich eine große Tür auf dem Gipfel des Berges thronen, sie ist nur einen Spalt breit offen, doch ich kann spüren wie das aus dem Spalt schimmernde Licht diese leere Welt ausfüllt und sie ein bisschen weniger leer macht.
Angezogen von diesem Licht laufe ich den Berg hinauf und mein neuer Pfad wird steiler je näher ich dem Ziel komme. Aber dieses Licht, es scheint mir Kraft zu geben und ich schaffe es den goldenen runden Türknauf zu ergreifen. Als ich ihn berühre bleib ich wie vom Blitz getroffen stehen und rege mich nicht. Ich kann nur, in meiner Reflexion im Türknauf, sehen wie mir eine einzelne Träne die Wange runter läuft. Ich erinnere mich, viel wichtiger noch ich verstehe. Nach dieser langen kurzen Reise erkenne ich wieso ich in dieser vergessenen Welt des Erinnerns bin und die Hoffnung und der Zweifel die über diese Reise gewachsen sind verschwinden im nichts wie alles andere um mich herum, einzig und allein bleibt die Tür und das Licht übrig.
Wo? Wo bin ich während ich mich erinnere, dass ich nicht vergessen darf? Dies wird das letzte mal sein, dass ich vergesse, denn ich weiß es wieder. Ich weiß wieder das ich nicht vergessen darf. Ich darf nicht vergessen das ich in dieser schrecklich schönen, wunderbar traurigen Welt bin. In der alles ist wie ich es mache das es ist, doch nichts meinem Willen gehorcht. In der ich lebe Tag für Tag, Nacht für Nacht. In der ich weine, lache und alle Facetten des Lebens spüre. In der Ich sein muss, nicht jemand anderes Willen wegen, sondern meiner wegen und Aufgrund meines neu aufgeflammten Willen zu Leben. Ich will leben und ich kann, denn dieses mal wird mich keine andere, keine digitale Welt von dieser Welt zwingen. Ich wache auf und noch während diese Gedanken die Stille des Raumes füllen, schaue ich mich um und erkenne diese Welt wieder, an die ich mich erinnern wollte. Die so echt ist und nicht verwirrt. Die so gut tut das es schmerzt. Die nicht verschwindet wie ein Traum, denn sie ist real. Deshalb höre ich auf zu denken und schaue.
Ich bin in einem Zimmer mit großen Fenstern, ich liege in einem Bett neben dem ein Gerät, mit vielen Linien auf dem Bildschirm, steht. Hinter einer Glastür sehe ich wie viele Gestalten mit weißen Kittel umher huschen und auf einem Tisch, in diesem Zimmer mit weiß gestrichenen Wänden, steht eine Vase mit einem Blumenstrauß und als die Farbe der Blumen langsam verblasst schließe ich wieder die Augen und schlafe, denn ich weiß, ich werde aufwachen.

Nr. 14 Karolin Klünner, 10.4

Im Netz - Orangerot – Blauschimmernd

Als kleines Kind hatte ich es mir zum ersten Mal ausgemalt, wie alle Menschen irgendwie miteinander verbunden sind. Damals bin ich wie heute an diesem Teich entlang gegangen und dachte etwas im Teich gesehen zu haben. Fast bin ich hineingefallen, als ich mich näher an das Wasser wagte um unter den Steg sehen zu können. Ein blauleuchtender Faden verfolgte einen kleinen orangeroten Fisch. Erst nach rechts, dann links, im Kreis und auch im Zick Zack, aber die Schnur verschwand nicht, ließ nicht locker und blieb an ihm dran. Der Fisch schwamm weiter und meine Augen verfolgten ihn bereits von selbst. Nach einer kurzen Zeit, als er wieder unterm Steg entlang schwamm sah ich, dass der blauschimmernde Faden nicht von dort gewichen war. Der Faden verfolgt nicht den Fisch, er kommt von ihm, vielleicht nicht unbedingt aus ihm heraus, aber er erscheint direkt hinter ihm, ohne dass der dort zuerst gewesene Faden verschwindet.
Mit einem Mal wurden es zunehmend mehr. Erst nur im Wasser und dann auch darüber. Andere störten sich nicht daran, sie gingen ihres Weges, ich hingegen erschrak. Ich verstand damals nicht

was passierte. Überall waren diese leuchtenden blauen Fäden zu sehen. Es war eigenartig und eindeutig nicht normal. Die Umgebung verschwand hinter den Fäden wie Häuser und Bäume im Nebel. Ich sah um mich herum nur noch blaue Fäden, nichts mehr, als dieses Leuchten.

Ich hätte gerne versucht sie zu berühren, doch dies war mir nicht möglich. Die Fäden waren wie eine Fata Morgana nur in der Luft, zwar zu sehen, doch nicht wirklich da und auch nicht zu berühren. Sie gingen durch mich und alles weitere in der Umgebung durch. Es machte mir ein wenig Angst, doch als diese Fäden die ich sah nach gut zehn Minuten noch immer nicht verblasst waren, konnte ich nicht einfach starr da sitzen und ins Leere blicken. Ich versuchte mich zu konzentrieren. Ich schloss meine Augen und versuchte sprichwörtlich mit meinen Ohren zu hören. Ich vernahm einige Geräusche, die ich erst noch sortieren musste, etwas weiter weg hörte ich die Schritte zweier langsamen, zierlichen, älteren Damen. Sie unterhielten sich und es schien mir, als stände ich direkt neben ihnen, so gut waren sie zu verstehen. Vor meinem inneren Auge entstand langsam ein Bild von der Umgebung und den älteren Damen. Bis heute bin ich mir nicht sicher, ob es nun Einbildung war oder doch etwas mehr, jedenfalls erkannte ich vor meinem inneren Auge ebenfalls diese blauschimmernden Fäden die ich zuerst bei dem kleinen orangeroten Fisch gesehen hatte die nun auch von den älteren Damen ausgingen. Es war genau wie bei dem kleinen Fisch. Der Faden fiel nicht, knickte nicht, wich nicht von der Stelle, er blieb dort wo die Frauen entlanggegangen waren und erscheint dort wo sie weiter gehen.

Ich erschrak, als ich plötzlich eine Ente auf dem Teich vor mir landen hörte. Ruckartig öffnete ich die Augen und sah die Ente an. Es war, als würde ich sie noch immer vor meinem innerem Auge sehen, nur das ich meine Augen nun offen hatte und sie dennoch sehen konnte, genau wie die Fäden die immer noch sichtbar aber nun blasser schienen. Sie verblassten nach und nach immer weiter, bis sie irgendwann vollkommen verblasst waren und ich mir der Realität dieses Geschehens nicht mehr bewusst. Ich konnte nicht wirklich sicher sein, ob ich gesehen hatte, was ich glaubte gesehen zu haben, es war zu absurd und dennoch verließ mich der Gedanke nicht.

Heute jedoch weiß ich, dass diese Fäden existieren. Sie sind immer da, nur ist es uns nicht möglich sie zu sehen, da wir nicht die Weitsicht haben über die Dinge hinauszusehen. Wir können uns nicht vorstellen, wie viele Menschen oder auch Tiere hier bereits entlanggelaufen sind und so ihre Spuren hinterlassen haben. Es ist eine Art Erinnerungsnetz. Es verbindet alle Menschen untereinander miteinander. Es zeigt, wo alles begonnen hat, wie alles zusammen gehört, wie wir uns in der Vergangenheit fortbewegt und bis heute entwickelt haben. Man muss es nur zurück verfolgen, wobei dies relativ schwierig werden dürfte, da sich die einzelnen Fäden in den Fängen des Netzes verlieren, ist es sehr schwer einen einzelnen zurück zu verfolgen und dennoch bestimmt nicht unmöglich. Die Fäden ziehen sich durch die hohen Lüfte, durch die Tiefen der Gewässer, durch die unterirdische Bereiche der Erde und auch direkt über ihr sind sie zu finden, überall dort, wo sich im Laufe der Geschichte und vor dem Beginn der Geschichte Lebewesen entlanggezogen haben.

Und ich muss einsehen, dass ich nur ein kleines Stück des ganzen bin. Alle Menschen sind von Natur aus gleich, nur wollen dies viele nicht einsehen. Theoretisch könnte es einem nicht mehr möglich sein einen Schwindel zu bewahren, würde man sich dem Wissen dieses Netzes bedienen können, da diese die wahren Gefühle und Gedanken aller speichern.

In diesem Netz aus Fäden sind alle Menschen miteinander verbunden, würde man einen einzelnen Faden zurückverfolgen würde man feststellen, dass dieser aus einem anderen Faden entspringt, der Mutter. So könnte man über die Vorfahren bis hin zum ersten Menschen der Geschichte gelangen und die wahre Geschichte des Lebens offenbaren. Manche Theorien gegebenenfalls widerlegen und andere stützen.

Seit dem die Gedanken an dieses Ereignis in meinem Bewusstsein wieder aufgetaucht sind komme ich regelmäßig an diesen Teich, setzte mich auf den Steg und versuche mich stets zu konzentrieren. Ich möchte versuchen, dieses Sehen zu kontrollieren.

An diesem Steg, wo alles begann, schließe ich die Augen und versuche mich auf die Umgebung zu konzentrieren. Da ich inzwischen sehr oft hier war habe ich mir die Umgebung bereits gut eingeprägt. Die meiste Zeit sitze ich einfach nur da und lausche meinem Umfeld, es entspannt und beruhigt mich. Es ist, als wäre alles im Einklang, ich fühle mich zu gleich hell wach und dennoch in

einem tiefen Schlaf gefangen.

Träge öffnete ich langsam die Augen. Ich konnte die Fäden nicht sehen. Dennoch wusste ich, dass sie da waren. Ich spürte sie. Ich fühlte, dass sie da waren. Ich wusste es einfach. Da gerade eine Ente auf dem Teich landete, wollte ich zunächst bei ihr sehen, ob ich diese Fäden irgendwie wieder sehen würde. Ich konzentrierte mich nun ganz auf diese Ente. Ich wollte mit etwas leichtem beginnen. Ich wollte erfahren, von wo sie kam. Und es gelang mir. Hinter der Ente erschien wieder dieser blauschimmernde Faden. Er war heller, als die anderen, da ich mich auf ihn konzentrierte. Ich sah alle Fäden, den Faden, den ich sehen wollte deutlicher, als die anderen, so dass auch die Umgebung noch sichtbar blieb. Überglücklich über meinen Erfolg, einzelne Fäden heraussehen zu können versuchte ich etwas Schwierigeres.

Auch über all die Jahre ist er mir nicht vergessen geblieben, der kleine orangerote Fisch. Mit ihm zusammen habe ich diese Fäden entdeckt. Bei ihm habe ich sie zu aller erst gesehen. Nun wollte ich wissen, ob er noch immer lebte, wie es ihm die Jahre ergangen war, ob er womöglich Papa geworden war oder ob er doch schon dem Lauf der Zeit erlegen war.

Ich dachte fest an ihn. erinnerte mich an den Moment, in dem ich ihn zum ersten Mal erblickte. Es war fast magisch. Ich spüre noch heute eine tiefe Verbundenheit zu ihm, wie zu einem guten Freund oder einem Haustier, dass man lieben lernt und nie mehr loswerden möchte, da es einem so ans Herz gewachsen ist. In meiner ganzen Schwärmerei in alten Zeiten vergaß ich vollkommen das Konzentrieren, bis ich dann seufzend ins Wasser hinunter blickte und einen kleinen mich anstarrenden Fisch entdeckte.

Er war es nicht, aber wie ich ihn so ansah und er mich wurde mir klar, dass dies eines der Jungfische meines alten Bekannten war, der Wahrscheinlich im übertragenem Sinn durch die Zeit in die Knie gezwungen wurde. Dennoch war es schön anzusehen, dass er eine Familie aufgebaut hat. Eine Weile sahen der Jungfisch und ich uns Auge in Auge, es war als würden wir eine tiefere Bindung eingehen und ich fühlte mich dem orangeroten Fisch von damals so verbunden und nah, dass ich zu Tränen gerührt war.

Als der kleine Fisch sich ganz langsam wieder in Bewegung setzte, versuchte auch ich mich irgendwann aus dieser Starre zu lösen, um dann wieder nach Hause zu gehen, etwas zu essen, was ich mal wieder den ganzen Tag vergessen hatte, dann ins Bett zu gehen und einen neuen Tag zu beginnen.

Nr. 15 Anika Stoll, 11.

Das Netz

Spinnennetz, Spinnennetz,
hältst mich hier gefangn'.
Eh ich mich versehen kann
die Spinne kommt heran.

Doch frisst sie nicht, doch zerrt sie nicht,
an meinem hilflos Leib.
Sie hungert nicht nach Fleisch noch Blut,
so wie es mir erscheint.

Der meine Hunger ist es wohl,
wonach es ihr verlangt.
wenn Verlangen in mir wächst
wird von ihr zugehant.

Im Gegenzug so gibt sie mir
ein Gift welches bewirkt,
dass kurz der Hunger scheint gestillt
doch dann noch größer wird.

Viele gingen schon zu Grunde,
nochmehr folgen bald,
an diesem Gift, an dieser Spinne,
ohne Vorbehalt.

Das Schlimmste ist, dass Viele hier
es nichteinmal bemerken,
im Gegenteil sich freuen über
dieser Spinne Werken.

Vom Hunger nährt sich dieses Tier,
dort liegt das Problem,
denn dieses Netz mit Spinnentier
ist unser System.

Nr. 16 Carla Hermanussen

Wenigstens stinkt der Penner nicht

Dr. Prüfer drückte die Klinke der kleinen Restauranttür runter und ein warmer Luftzug kam ihm entgegen. Er spürte, wie seine von der Kälte schon ganz roten Finger anfangen zu kribbeln. Fast alle Tische waren belegt. Ein kleiner runder ganz hinten in der Ecke und ein Fensterplatz neben der Tür waren noch frei. Er legte seine Tasche auf den Stuhl und machte es sich am Fenster bequem. Draußen schneite es und die Straßen waren weiß. Ein kleines Kind saß weinend auf dem Bürgersteig und ein anderes bewarf es mit Schneebällen. Er wandte sich seiner Tasche zu und holte Unmengen an Papieren heraus. So gern er auch einfach nur entspannen würde, er war heute zum Arbeiten hier. Säuberlich ordnete er die Zettel zu verschiedenen Stapeln und packte dann seinen Laptop aus. Während dieser hochfuhr, bestellte er sich einen großen Milchkaffee und ein Stück Käsekuchen, so machte auch das Arbeiten gleich viel mehr Spaß.

Manfred, oder Manni wie seine Frau ihn nannte, öffnete die Tür zum kleinen Italiener, zu dem sie seit über 30 Jahren regelmäßig gingen. Der Duft nach frisch gebackenem Ciabatta und ein Hauch von Knoblauch stiegen ihm in die Nase. Fast alles war besetzt, nur noch hinten in der Ecke war ein kleiner runder Tisch frei. Etwas murrend schob er seinen, wenn es nach seiner Frau ginge, etwas zu dicken Bauch zwischen den fröhlich redenden und essenden Gästen hindurch. Seine Jacke hingte er über den Stuhl und setzte sich. Seine Armbanduhr zeigte schon viertel nach vier, verabredet waren sie um vier gewesen. In den jetzt fast 40 Jahren Ehe hatte er Rosa diese ständige Unpünktlichkeit nicht abgewöhnen können und sie störte ihn nach wie vor. Aber bevor er sich wirklich aufregen konnte, öffnete sich die Tür des Lokals und Rosa betrat es. Sie blickte sich kurz um, sah Manni, lachte, winkte ihm und schlängelte sich zwischen den Tischen zu ihm durch. Sie trug ihr weites rotes Kleid und den selbstgestrickten lila Schal, sie mochte diese

Farbkombination. Sie hatte sich für ihre 65 Jahre mächtig gut gehalten und Manni stockte jedes Mal wieder der Atem, wenn sie sich so elegant bewegte.

Sie hatten sich auf einer Studentenparty kennengelernt. Schon da war sie ihm durch ihre etwas flippige Art aufgefallen. Aus dieser Partybekanntschaft war eine ernste Beziehung geworden und im Juli '77 hatten sie sich das Ja-Wort gegeben. Sie haben zwei Töchter und mittlerweile sogar einen kleinen Enkelsohn. Die Töchter könnte er auch mal wieder einladen, der Kleine spielte so gern im Garten.

Soweit konnte er seinem kleinen Gedanken nachhängen, dann war Rosa bei ihm und gab ihm einen Kuss. „Es tut mir leid, dass ich ein bisschen zu spät bin, aber ich...“ ab da schaltete Manni ab. Mit den Jahren hatte er das Gefühl entwickelt, er kenne alle, aber auch alle in Frage kommenden Erklärungen, und eigentlich war das auch nicht so wichtig.

Rosa hörte auf zu erklären und drehte sich zur Seite. „Auf einen eigenen Tisch können sie noch lange warten, hier ist es so voll wie schon lange nicht mehr. Warten sie auf jemand bestimmtes?“ sagte sie, aber nicht zu Manni, sondern zu einem gut aussehenden jungen Mann. Er schaute sich suchend um und lächelte Rosa freundlich zu. Auch wenn er ihr Sohn sein könnte und zu dem noch äußerst sympathisch aussah, war es Manni nicht wirklich recht, dass Rosa ihn bat, sich zu ihnen zu setzen.

„Kommen sie hier aus der Stadt?“ fragte Manni schnell, bevor Rosa das Gespräch fortsetzen konnte und er außen vor blieb. „Nein, ursprünglich bin ich geborener Hamburger, aber seit einer Zeit lebe ich in Bremen.“ Wieso man aus Hamburg weg zog, konnte Manni nicht verstehen, für ihn eine der schönsten Städte Deutschlands. „Und wieso sind sie weg gezogen, wenn ich fragen darf?“ jetzt wurde auch er neugierig. „Wegen meines Jobs, ich arbeite in einer großen Bankgesellschaft.“ „Das ist aber doch nicht wirklich der Job, bei dem man viel umzieht, oder?“ fragte Manni, vielleicht etwas zu vorlaut. Der junge Mann lachte leise „nein, das stimmt. Ich bin aus persönlichen Gründen weggezogen“ sagte er und schaute sich erneut um. „Oh wie süß, ihrer Freundin hinterher?“ fragte Rosa mit ihrer etwas flippigen und hohen Stimme. Das eben noch so freundliche Gesicht des jungen Mannes verzog sich zu einer ernsten Miene. „Nein...im Gegenteil. Mein Vater hat es geschafft, einen Keil zwischen uns zu treiben“ sagte er und starrte angestrengt auf den Salzstreuer.

Rosa legte ihm die Hand auf die Schulter, was Manni nur mit einem missbilligenden Blick würdigte. „Dann werden sie bestimmt alles besser machen als Vater.“ Es war sicherlich nur gut gemeint von ihr, aber er zuckte zusammen und sah nun traurig aus.

Plötzlich knallte die Lokaltür zu und ein mehr als ungepflegt aussehender Mann stolperte herein. Der junge Mann schaute erschrocken zur Tür, aber als er sah, wer es war, drehte er sich wieder zum Tisch. Manni dagegen konnte den Blick nicht von dem Mann wenden.

Er trug verlumpte Klamotten, fast wie aus dem Opernfundus, dachte Manni und war dreckig im Gesicht. Er knallte seine Bierflasche auf den Tresen und begann lautstark auf den Kellner einzureden. Was er genau sagte konnte Manni nicht verstehen, dazu war es zu laut im Lokal. Er merkte, wie sein Herz anfang schneller zu schlagen. Solche Leute sollten sich von ihm fernhalten, sie waren ihm ungeheuer und unberechenbar. Jeder Zeit zu einer Gewalttat bereit. Und Drogen nahmen sie auch. Alle. Rosa legte ihre Hand auf seine, sie merkte, wenn er sich aufregte. Manni versuchte zu lauschen, aber der Geräuschpegel war zu hoch. Die Tür fiel erneut zu und auch diesmal schnellte der Kopf des jungen Mannes zur herum. Mit einem Mal sprang er auf und rannte so schnell es zwischen den Tischen hindurch ging zu der kleinen Treppe, die in den Keller führte und verschwand. Verdutzt schauten Manni und Rosa ihm hinterher.

Doch schon im nächsten Moment galt Mannis Blick wieder dem Penner, der mit seiner rechten Hand ausholte und einen Bierkrug vom Tresen fegte.

Das war zu viel für ihn.

Er versuchte, der Situation den Rücken zu kehren und begann die Speisekarte zu studieren. Sowas in seinem Lieblingslokal. Aber wenigstens stank der Penner nicht den ganzen Laden voll. Manni entschied sich für Pasta al Pesto und hob den Arm, um dem Kellner zu winken.

Nils sprang aus dem Bus. Es war verdammt kalt, aber er sah ohne Mantel in seinem Jackett einfach zu gut aus. Seine Schwester hatte es ihm zu Weihnachten geschenkt. Er spiegelte sich in den Scheiben des gerade weiter fahrenden Busses. Er war gestern extra noch beim Frisör gewesen und hatte sich neue, etwas schickere Schuhe gekauft. Er musste einfach einen guten Eindruck machen. Das war seine größte Chance seit langem. Nachdem er die Schule mit einem ziemlich guten Abi verlassen hatte, war er zuhause ausgezogen und hatte sich fast ein ganzes Jahr mit Gelegenheitsjobs durchgeschlagen und gefeiert was das Zeug hielt. Als seine Freundin dann Schluss machte, hielt er das für ein Zeichen, dass es nun Zeit sei, etwas aus seinem Leben zu machen. Im Nachhinein war er ihr sogar ein wenig dankbar, dass sie sich von ihm getrennt hatte, sonst hätte er nie mit seinem Architekturstudium begonnen.

Nach durchaus etwas mehr als der Regelstudienzeit bestand er und begab sich sofort auf Jobsuche, bemerkte aber erst da, wie groß die Konkurrenz war

In jedem jungen Typen in der U-Bahn sah er einen jungen Architekten, der nichts anderes vor hatte, als ihm den Job weg zu schnappen. Nach über zwei Jahren und nach wachsender Verbitterung hatte er über einen Freund seiner Mutter ein Vorstellungsgespräch in einem der größten und angesehensten Architekturbüros der Stadt bekommen. Er musste diesen Job kriegen, um allen zu zeigen, dass er nicht nur der verplante Nils war, den alle immer in ihm gesehen hatten. Er zog sein Handy aus der Tasche und drückte auf den Entsperrknopf.

Verdammt, es war schon 20 nach vier und um halb fünf war er mit dem Chef verabredet.

Immer, wenn Nils aufgeregt oder nervös war musste er aufs Klo. Das war schon so seit er klein war. Nachdem er bei einer Schulinspektion in der zweiten oder dritten Klasse dem Schulleiter vor Aufregung auf den Schoß gepinkelt hatte, hatte er sich angewöhnt, jedes Mal auch wirklich zu gehen. Suchend sah er sich nach einer Citytoilette um, aber weit und breit war keine zu sehen. Er wollte nicht, dass der erste Eindruck seines zukünftigen Chefs der war, dass er hastig auf die Toilette rannte. Hektisch schaute er sich um und entdeckte ein kleines Lokal an der Ecke. Die perfekte Entlastungszone, wie es ihm schien.

Ohne auf Passanten oder den Verkehr zu achten bahnte er sich seinen Weg zu der kleinen Holztür und drückte sich mit aller Kraft dagegen. Er hatte nicht erwartet, dass sie so vergleichsweise leicht war. Auch wenn sie klein war, sah sie massiv und schwer aus. Er stolperte mit zu viel Schwung in das kleine Lokal und der Windstoß fegte einen Stapel Blätter von dem Tisch neben der Tür.

Murmelnd entschuldigte er sich und hastete an den Tresen. So leid es ihm tat, aber er hatte gerade keine Zeit, dem Besitzer der Unmengen an Blättern zu helfen, der sich fluchend daran machte, diese wieder vom Boden aufzusammeln. Das Lokal war rappellvoll, aber er konnte weit und breit nur einen Kellner entdecken. Und der war gerade in ein angeregtes Gespräch mit einem jungen Mann verwickelt. Der Kellner hatte Nils den Rücken zugekehrt, wodurch Nils ihm unmöglich klar machen konnte, wie dringend er seine Hilfe brauchte, ohne dabei unhöflich dem jungen Mann gegenüber zu sein.

Am anderen Ende des Tresens stand eine junge Frau mit ihrem Kind auf dem Arm. Sie sah zu ihm rüber und ihre Blicke trafen sich. Sie war hübsch und der Lippenstift, den sie trug, untermalte ihr nettes Lächeln noch mehr.

Sie wandte sich ihrem Kind zu und Nils' Blick wanderte wieder zu dem Kellner und dem Mann, die sich immer noch lautstark unterhielten.

Erst beim zweiten Hinschauen fielen Nils die verlumpten Klamotten, des Mannes und seine verwuschelten Haare auf. Er sah aus, als hätte er seit Tagen oder vielleicht sogar Wochen kein Bad mehr genommen oder vernünftig geschlafen. Aber während er sprach, blitzten immer wieder seine auffällig weißen und geraden Zähne hervor. Das passte nicht in Nils' Bild eines Obdachlosen.

Das Gespräch nahm immer mehr Fahrt auf und schien nicht in den nächsten zwei Minuten enden zu wollen. Mit einem Mal holte der Obdachlose mit seiner rechten Hand aus und fegte einen Bierkrug vom Tresen, der auf dem Steinboden zersprang.

Nils schaute in die irritierten Gesichter der anderen Gäste. Ein älterer Herr, der mit einer für ihr Alter ausgesprochen hübschen Frau ziemlich weit hinten saß, schien ihn ziemlich irritiert

anzuschauen. Dachte er etwa, Nils hätte den Krug umgehauen?

Ein Blick auf die große Digitaluhr über dem Tresen (komisch in einer Kneipe, fand er...) ließ ihn aus seinen Gedanken aufschrecken. 27, er musste mehr als dringend los.

Also überwand sich Nils und schob sich an dem Kellner vorbei die kleine Wendeltreppe runter. Die einzige Toilettenkabine war besetzt. Innerlich verfluchte er die Person dort drinnen, vielleicht hatte sie gerade über seine Zukunft entschieden. Als er merkte, was er gerade gedacht hatte, fand Nils sich selbst ein wenig albern. Also brach er den Weg zur Erlösung ab, so gern er ihn auch angetreten hätte und sprang die Stufen wieder hoch.

Auf dem Weg zur Tür rannte er noch beinahe die hübsche Frau mit ihrem Kind auf dem Arm über den Haufen. Mit einem gemurmelten 'Sorry' stolperte er ins Freie. Hoffentlich würde ab jetzt alles gut gehen. Und hoffentlich hatten sie nicht einen dieser dekorativen Springbrunnen im Warteraum, das waren die Schlimmsten.

Milena schloss die Augen und atmete lautstark aus. Finn wollte nicht aufhören zu weinen, nachdem der Mann sie eben beinahe umgerannt und Finn unsanft aus seinem Mittagschlaf gerissen hatte. Sie schaukelte ihn hin und her und streichelte ihm beruhigend über den Rücken. Sie hatte keine Lust mehr, auf einen eigenen Tisch zu warten, den würde sie in den nächsten Stunden ja eh nicht bekommen, wie es aussah. Sie fragte einen Herrn, der am Fenster saß, ob sie sich dazu setzen konnte und er hatte nichts dagegen. Mit einem kurzen Blick über den Tresen und vorbei an den sich lautstark unterhaltenden Menschen versicherte sie sich, dass der Kinderwagen noch in der Ecke stand. Der kleine Italiener war der perfekte Ort für die Stunden, in denen Milena die Decke auf den Kopf fiel. Hier konnte sie gut essen und arbeiten, während Finn im Kinderwagen schlief und war trotzdem nicht allein. Aber heute war es ungewöhnlich voll. Mit einem Seufzer legte sie Finn auf ihre Knie und begann ihm den Bauch zu kraulen, meistens beruhigte ihn das.

Er wurde ruhiger und sein Weinen ging über in ein Wimmern und wurde zu einem zufriedenen, süßen Schnorcheln. Milena schaute ihn mit einem Lächeln an. Er hatte die Nase seines Vaters, soweit man das in diesem Alter schon beurteilen konnte.

Auch wenn sie keinen wirklichen Grund hatte, unzufrieden zu sein, wünschte sie sich manchmal, ihr Leben hätte einen anderen Lauf genommen.

Mit gerade 20 hatte sie auf einer Erstsemesterparty ihren damaligen Freund kennengelernt. Nach nur 3 Wochen waren sie zusammen gekommen und nach 2 Monaten war Milena schwanger gewesen. Anfangs hatte er sich noch rührend um sie gekümmert, aber je näher der Termin gerückt war, desto mehr hatte er sich von ihr distanziert und kurz vor der Geburt hatte er sie und die Stadt letztendlich ohne Erklärungen verlassen. Hals über Kopf war auch Milena zu ihrer Mutter zurück in die alte Heimat gezogen, um vor all den Erinnerungen und dummen Fragen zu fliehen.

Sie gewöhnte sich an die neue Situation als allein erziehende Mutter und als Finn 3 Monate alt war, setzte sie ihr Studium fort. Während sie in der Uni war, kümmerte sich ihre Mutter um ihn und nachmittags nahm sie ihn mit zum Lernen oder zu Freunden.

Mit einem quietschenden Lachen patschte Finn, der inzwischen wieder putzmunter war, mit seinen Händen in dem Käsekuchen des Herrn herum.

Sofort zog sie ihn zurück und entschuldigte sich etwas beschämt. Milena stand auf, um Finns Beißring aus dem Kinderwagen zu holen.

Am Tresen schob sie sich an einem in Lumpen gekleideten Mann vorbei. Wahrscheinlich einer der Obdachlosen, die nach einer warmen Suppe oder einem Tee in den Restaurants fragten.

Die paar Sprachfetzen, die sie aufpickte, weckten ihr Interesse und ließen sie nochmal hinhören.

So schnell und mit was für einer Sprachgewandtheit er redete klang er fast wie einer ihrer Uni Professoren. Als Finn begann, laut und wütend kreischend an ihren Haaren zu zerren, riss sie sich von dem seltsamen Obdachlosen los und ging in Richtung Kinderwagen.

Sie würde hier heute nicht mehr in Ruhe lernen können, also beschloss sie, eine Runde durch den Stadtpark zu drehen und sich dann zuhause nochmal hinzusetzen.

Zufrieden klappte Dr. Prüfer seinen Laptop zu und packte die Papiere zurück in die Mappe. Diese Situation hätte er selbst kaum besser darstellen können. Vielleicht hätte er ein bisschen mehr auf die Sprachwahl geachtet und nicht ellenlange Schachtelsätze gebildet, aber das war wohl der Aufregung geschuldet. Unter das letzte Papier setzte er noch seine Unterschrift, damit hatte sein Prüfling offiziell bestanden und die Schauspielschule war um einen Schüler reicher. Er winkte dem Kellner und nickte seinem in seiner Lumpenverkleidung besonders abgekämpft wirkenden Prüfling dreimal zu. Die Erleichterung war diesem ins Gesicht geschrieben, als er das sah. Mit einem großzügigem Trinkgeld, für das kaputt gegangene Glas, verabschiedete Dr. Prüfer sich, zog sich Kragen bis zu den Ohren und trat ins Freie. Das waren die schönen Momente seiner Arbeit.

(Für diesen Text wurde Carla Hermanussen von der Jury der 2.Preis der Oberstufe zuerkannt.)

Nr. 17 Janina Müller, 11.

Ich bin kein Fisch

Ich sehe was, was du nicht siehst.
Ich höre was, was du nicht hörst.
Ich spüre was, was du nicht spürst.

Denn ich tue was, was du nicht tust.
Ich denke was, was du nicht denkst.
Und vor allem will ich was, was du nicht willst.

Ich lass mich nicht einfangen wie ein Fisch vom Fischernetz.

Ich will mich der Welt öffnen, neue Wege kennen lernen.
Ich will neue Eindrücke sammeln, mein Leben bis auf den letzten Tropfen auskosten.

Ich will weinen, damit das Lachen nachher noch schöner ist.
Ich will schreien und flüstern. Mich setzen und springen.
Rennen und rollen. Tanzen und singen.
Mich abends in meine Decke kuscheln, einschlafen und von all dem weiter träumen.
Ich will mir Klamotten kaufen, obwohl mein Schrank schon voll ist.
Ich will etwas basteln, um es nachher wieder wegzuwerfen.
Ich will den Dativ statt dem Genitiv verwenden.
Ich will mal „Star Wars“ sehen und mal „Harry Potter“ lesen.
Ich will noch mal mit Lego spielen.
Ich will Sinnloses tun, obwohl das sinnlos ist.
Ich will endlich erwachsen werden und doch auch wieder Kind sein.
Und ich will wissen, was ich bin.

Denn ich will schreiben, lesen, lernen und weitergeben.
Denn ich will phantasieren, meditieren, navigieren und neue Erlebnisse arrangieren.
Ich will andere verstehen. Mich in sie hineinversetzen.
Ich will ihnen ihre Tränen klauen und sie so gut verstecken, dass ich sie selbst nicht mehr

wiederfinde.
Ich will Schnee im Sommer und braun werden im Winter.
Ich will all das, was möglich ist, machen und das Unmögliche auch.
Ich will, dass die Fragezeichen zu Ausrufezeichen werden.
Dass die Konjunktive zu Indikativen werden.
Und ich will, dass Zeit vergeht.
Ich lass mich nicht einfangen wie ein Fisch vom Fischernetz.

Und so seh' ich was, was du nicht siehst.
Höre was, was du nicht hörst
Und spüre was, was du nicht spürst.
Und dafür tu ich alles,
Denn vor allem will ich leben.
Und das werd' ich auch.

Nr. 18 Salome Kochalski

Dachzimmer

Das Dachgebälk bog sich unter seiner grauen Last und Staub rieselte auf das alte Fernsehgerät hinab. Es war ausgeschaltet und sein Betrachter saß in Hosen und Mantel davor und betrachtete die Gitter, die das Böse wegsperreten.

Er saß und er sah und er verdamnte denjenigen, der die Gitterstäbe vor seinem Fester angebracht hatte.

Eine einzige rote Rose lehnte sich müde an den Rand ihrer angeschlagenen Vase und die Vase stand allein auf einem hölzernen Beistelltischchen und dieses Beistelltischchen stand exakt in der Mitte des Raumes. Nebst dem Fernseher und dem Mann war es das Einzige, was sich im Raum befand und es nahm ihn voll in sich auf.

Der Mann schlief auf dem Boden, wenn ihm gesagt wurde, dass es Nacht wurde, und er aß auf dem Boden, wenn ihm eine Mahlzeit gebracht wurde, und er las auf dem Boden, wenn man ihm ein Buch in die Hände legte. Ansonsten hatte er alles verlernt; er konnte nur noch schlafen und essen uns lesen und betrachten. Er hatte verlernt, wie man schreibt, und er hatte verlernt, wie man spricht. Die ohne Lücke und Spalt aneinander genagelten Holzdielen vor dem Fernseher waren weich und geschmeidig geworden von dem Bewohner des Dachzimmers, der dort zu schlafen wähnte.

Seit er diesen Raum betreten hatte, und es musste ein halbes Leben her sein, hatte sein Körper nicht mehr auf einer Matratze geruht, ein Bettgestell war ihm völlig fremd und der Begriff des Kissen rief kein Bild mehr vor seinem inneren Auge hervor.

Das Holz war zahm an seinem Rücken und er lag, als würde er nie wieder aufstehen, die Füße parallel zueinander auf dem Boden stehend, die Erde, die Knie der Decke entgegengestreckt, die Luft, die Handflächen in kreisenden Bewegungen über den Boden streichend, das Wasser, der Blick flackernd auf die Tiere gerichtet, das Feuer.

Das Zimmer des Mannes im Mantel befand sich direkt unter dem Dach und nach der Bauart des 19. Jahrhunderts reichen die Balken vom Dachboden bis hinauf First unter dem sich das Dachgebälk in der ewiganhaltenden Dunkelhit verbarg. Mit ihr hatten sich die glänzenden schwarzen Körper verborgen, die der Mann nachts in seinen Träumen umherhuschen hören konnte. Acht Beine, sechs, vier, zwei. Die Insekten über seinem Kopf waren zu den Menschen vor seiner Tür geworden. Die einen gaben ihm zu essen und zu trinken, die anderen unterhielten und spannten einen Hohlraum um ihn. Der Mantelträger wusste gerade noch so, dass Spinnennetze durchsichtig waren, weiß, wenn der Tau in ihnen gefangen waren, aber niemals schwarz. Und trotzdem glänzten die Fäden schwarz und klebrig in der aufgehenden Augustsonne. Es würde ein heißer Tag auf den Straßen

werden, doch unter dem Dach würde es kalt bleiben. Mensch und Insekt waren eingesperrt und verdorben und der Mann lag auf dem Rücken und genoss die kühlen farblosen Sonnenstrahlen auf seinem Gesicht, denn er hielt sie für Wärme, und er blickte nach oben und statt des Himmels sah er tausende und abertausende von schimmernden Fäden, die die Spinne spinn, nur eine einzige, und sie fing sich nicht ein einziges Mal eine Fliege, denn in diesen Raum gelangte nichts hinein und nichts hinaus. Ohne den Mann wäre die Spinne verhungert und ohne die Spinne wäre der Mann verrückt geworden und keiner der beiden konnte das schlimmere Übel benennen; der Mann nicht, weil er den Hunger nicht kannte, und die Spinne nicht, weil ihr der Wahnsinn unbekannt war. Sie verband die Dachbalken drei Meter über dem nach oben gerichteten Gesicht des Mannes Strich für Strich, Faden für Faden miteinander und es kümmerte sie nicht, dass sie ein Künstler war, dazu verdammt, sterben zu müssen, bevor sein Lebenswerk vollendet war.

~~~~~

~~~~~

Maya stand gebückt vor ihren Rosenbüschen und sie beobachtete aus den Augenwinkeln heraus, wie die Kinder ihrer Schwester auf der Wiese spielten und das Gras mit ihren unkontrollierten Schritten zertraten. Und als der kleine Jonathan laut auflachte, da riss sich Maya den Finger an einem Dorn auf und das Blut lief ihren Finger hinunter weiter auf eine gelbe Rose, deren Kreuzung sie mit der weißen in den letzten Jahren zur Meisterschaft gebracht hatte. Wie viel Getier hatte sie umgebracht, wie viele Kinderhände weggeschlagen, wie viele Stunden kniend im Dreck verbracht, nur um eine ihrer Rosen in der Hand halten zu können, weiß mit gelben Flecken, als wäre die Blume eine junge Frau, die ein besonders schönes Kompliment zu hören bekommen hat und nun gleichermaßen freudig wie beschämt den Kopf senkt, um ihre roten Wangen zu verbergen. Rot auf pastell, gelb auf weiß. Maya hatte sie zur Perfektion gebracht.

Eric war über seiner Lektüre eingeschlagen, sein Buch war geknickt und in den Seiten gerissen und als er aufwachte, da hatte die Faserung seines Hemdes ein Muster in sein Gesicht gedrückt, doch sein Blick war klar und er betrachtete das misshandelte Buch mit Sorgen und mit Schuld, und er hob es auf aus der verdreckten Grube des Beifahrersitzes des alten Vans, den er fuhr und geerbt hatte und er strich die Seiten glatt und verstaute es, auf die Vorderseite gelegt, damit es sich erholen könnte, im Handschuhfach. Erst dann machte Eric sich die Mühe, sein Fenster herunterzukurbeln und zu sehen, wer die letzte Lieferung des Tages gebracht hatte und als Zeichen an die Transportklappe des Vans geklopft hatte. Dieses Klopfen, das Letzte des Tages, bedeutete für den jungen Mann die letzte Fahrt des Tages in die Stadt, bevor er Wagen und Kleidung abliefern und in seine Wohnung zurückkehren und schlafen könnte, bis sein nächster Arbeitstag anfangen und sich die Prozedur wiederholen würde.

Es war Maya gewesen, er sah ihre schwarzen Haare die Hauptstraße hinab zurück zu ihrem Garten gehen. Maya, die Pflanzenzüchterin, Maya, das Blumenmädchen. Er liebte sie, seit er ihren Garten von der Ferne aus gesehen hatte und die Rosen waren so schön gewesen, dass ihr Mädchen für ihn immer eine Rose bleiben würde.

Sein Transporter war angefüllt mit den herrlichsten Blumen der Gegend und er würde sie in die Stadt fahren, um die Leute dort zu erinnern, was Natur war und er würde sie eifersüchtig machen, dass sie selbst nicht solche Kunstwerke züchten konnten und letztendlich war er selbst der Züchter von Ignoranz und Unwillen. Doch er dachte nur an das Blumenmädchen.

Damian war es, der dem Träumer die Kisten abnahm, aus dem der Geruch der Rosen herausquoll, wie der Rauch aus den Schloten der Fabriken. Eric betrachtete den Schleicher mit keinem einzigen Blick, er dachte an Maya und ihre schwarzen Haare und die Aufgabe des Abladens blieb an Damian hängen. Man nannte ihn Schleicher, weil sein rechtes Bein seit seinen Kindertagen nicht mehr so wollte wie er selbst und er es immer ein wenig hinter sich herzog. Zusammen mit dem fuchsroten Haar und den ungleichmäßigen Bartstoppeln, die seine Wangen, sein Kinn und seinen Hals

bedeckten, gab es ihm den Ausdruck eines verletzten Fuchses, der um die Wölfe herumschlich, um auch ein Stück des Fressens abzubekommen. Die schwarze Spinne zu seinen Füßen, die aus einem der Blumenkartons gefallen war, überlebte nur wegen eben jenem Schleifen seines Beines, ansonsten hätte er sie zerquetscht. So aber konnte sie sich an einem der Bretter festhalten und als die letzte Kiste hereingetragen war, krabbelte sie von Menschengenossen unbemerkt zwischen zwei Schlitzen wieder hinein in die duftende Höhle des Gefängnisses.

Violet war die Tochter Chagalls, der Chef Schleichers, und sie war es, die dem Fuchs dankbar zunickte, als er die Rosenkisten auf dem Hinterhof der Anstalt absetzte. Er mochte sie, weil sie ihn als einen Menschen betrachtete, trotz seines dünnen Lächelns und des schleifenden Beins. Sie rauchte heimlich zwischen den Bäumen und er gab ihr Feuer. Als er zu dem Eingang der Anstalt zurückging, kam ihm Dominik entgegen, der Junge, der noch stummer war als er selbst. Sie nickten sich in stillem Einverständnis zu und als Dominik an Erics Lieferung vorbeikam, pflückte er sich eine weiße Rose heraus, die mit gelben Flecken gesprenkelt war. Er näherte sich langsam Violet, die in die Betrachtung der erleuchtenden Fenster versunken war, und sein stummes Lächeln vertiefte sich, als er das Glitzern in ihre Augen sah, als sie die Rose entgegennahm. Auf einem ihrer Blätter saß eine Spinne, und als der Junge sie bemerkte, riss er das Blatt ab, als Violet ihren Blick von ihr nahm, und warf es zur Seite, damit das Mädchen sich nicht erschrecken würde vor seiner Geste.

Die Spinne krabbelte auf einen weißen Finger, der ihr hingehalten wurde, und das Mädchen warf einen wütenden Blick hinüber auf das Liebespaar. Ihre roten Haare waren ein Leuchtfeuer in der aufkommenden Nacht und als die den Blick von Violet und Dominik abwandte, dachte sie an den Raum, in dem sie sich alle einmal kennengelernt hatten, sie und Violet und Dominik und Damian und Eric und Maya. Sylwia sah diese Tage keiner mehr an, sie war zu einer welkenden Blüte geworden.

Das Tablett mit dem Essen und dem Wasser in der einen Hand, schloss sie mit der anderen die Türen auf, die zu dem Reich des Mannes mit dem Mantel führten. Sie drückte es fest an ihre Hüfte, damit es nicht herunterfallen würde, denn dann müsste sie Violets gehässigen und Dominiks mitfühlenden Blick aushalten und keinem von beiden könnte sie standhalten.

Die Spinne von der Rosenfarm hatte sich ein Versteck in ihren Jackentasche gebaut und als Sylwia das Tablett zwischen sich und der Tür einklemmte, um mit der freien Hand nach dem Schlüsselbund zu suchen, da verließ sie ihr Versteck und geleitet von dem bekannten Geruch der Heimat krabbelte sie über den Ärmel des Mädchens hin zu der einzelnen Rose, die auf dem Tablett neben dem Wasserkrug lag und versteckte sich zwischen ihren Blättern.

~~~~~  
~~~~~

Der Mann lag noch immer auf dem weichen Platz vor dem Fernsehgerät und seine Finger beschrieben sanfte Kreise auf dem Boden, als das Mädchen eintrat. Sie sprachen kein Wort miteinander, Sylwia nicht, weil es ihr verboten war, mit den Patienten dieses Hauses zu reden, der Mann nicht, weil er weder Sprache noch Namen kannte. Sie stellte das Tablett auf den Holzdielen ab und nahm den Teller Suppe sowie das Glas herunter, um sie auf den Beistelltisch zu stellen, darauf bedacht, die Vase mit der sterbenden Blume in ihr nicht zu verschieben. Aus dem Wasserkrug goss sie das Glas voll und befüllte die Vase neu, dann erst legte sie die sechs kleinen weißen Tabletten neben den Tellerrand. Sie zögerte kurz, warf einen flüchtigen Blick auf den Mann in Hosen und Mantel, dann nahm sie wieder eine der Tabletten von dem Tisch und ließ sie in ihre Tasche verschwinden. Sechs Personen waren nötig gewesen, damit die Rose ihren Weg von ihrer Heimat bis zu der Anstalt zurückgelegt hatte, in der sie verwelken und sterben würde, doch sie selbst, Sylwia, war auch hier. Diese eine Tablette, dieser eine Name, gehörte nur ihr. Sie wollte kein

Glied in der Kette sein und sie war die Einzige, die die Möglichkeit dazu hatte, sich von diesem Prozess zu befreien, denn sie war die Einzige, die davon wusste. Der Mann wusste gar nichts, er kannte nicht die Mühen, die für seine Rose notwendig waren. In seiner Weltvorstellung war es immer die gleiche Rose, seit er diesen Raum betreten hatte. Manchmal war sie weiß und manchmal gelb und manchmal rot und dieses Mal hatte sie sogar Flecken. Aber es war immer die gleiche Rose.

Eben jene Rose, die Sylwia sich aus der Blumenlieferung herausgenommen hatte, nahm den Platz ihres Vorgängers in der Vase ein und die verwelkte dunkelrote Rose, die nun sechs Tage lang dort ausgeharrt hatte, hielt sie bedächtig zwischen ihren Fingern. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und als sie sich streckte, da verschwanden die roten Blätter zwischen den weißen Fäden des Netzes welches sich über den gesamten Dachhimmel erstreckte. Hunderte von Rosen hatte Sylwia nun mittlerweile in diesem Zimmer gelassen, manche auf den Boden gelegt, andere wie diese selbst in das Netz verflochten. Und hunderte von Rosen waren erkennbar in jenem weißen Himmel welches die Grenzen der Welt des Mannes absteckten, der sie versunken betrachtete. In seiner Welt war das Netz der Spinne schwarz und es triefte, doch die Rosen sah er auch. In violetten, orangen und roten Farbtönen schillernden die Blätter und an allen haftete das schwarze Sekret welches sie zusammenhielt. Rote Farbe war heute hinzugekommen und der Mann freute sich im Geheimen schon darauf, bald zweifarbige Blätter in dem geordneten Chaos über sich sehen zu dürfen. In sechs Tagen wäre auch diese Rose wieder abgeblüht und ihre Blätter würden der Spinne als Baumaterial dienen und es würde ein Netz aus sechs Leuten brauchen, die eine neue Rose in sein Zimmer bringen würden.

Jetzt aber wandte Sylwia den Blick von dem feinen weißen Netz ab, in dem irgendwo eine kleine schwarze Spinne sitzen musste, die darauf wartete, die verdorrte Blume zu verweben, hob das Tablett auf und verließ noch immer in stiller Eintracht den Raum des Mannes in Hose und Mantel. Das Klicken welches das Verschließen der Türe zu seiner Welt verlautete, hörte er schon gar nicht mehr, etwas Anderes hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Acht Beine lugten aus den weißen und gelben Blätter der Rose hervor und der Mann fragte sich, was ihn an diesem Bild so sehr störte, war es ihm doch so vertraut. Dann auf einmal fiel ihm ein, was so falsch war, und im nächsten Moment stand er zornig und enttäuscht auf seinen Beinen, den Rücken gebeugt, um das Netz über ihm nicht zu beschädigen. Es war die gesunde Blume, die Blume in seiner Vase, auf der die Spinne saß. Das einzig Lebendige in seiner Welt. Erschüttert sank der Mann in sich zusammen und sein Mantel bildete einen See um ihn herum. Eine zweite Spinne, sein langjähriger Freund, seilte sich von der Decke her auf den Tisch ab und zum ersten Mal in jenem Leben sah sie eine andere Spinne. Sie hatte jemanden gefunden, mit dem sie ihr Reich teilen konnte und bald war das Netz der Spinnen dichter, als das der Menschen je werden würde.

Maya bedachte Eric solange ihre Rosen blühten keines einzigen Blickes und erst als es Winter wurde und sie langsam starben, erkannte Damian ein Lächeln in den Zügen des Lastwagenfahrers. Er selbst betrachtete Violet nur aus der Ferne, so wie Sylwia es bei Dominik tat und Violet und Dominik selbst fingen an, aneinander vorbeizuleben.

So lebten das Blumenmädchen, der Träumer, der Schleicher, die Geheimnisvolle, der Stumme und die Einsame miteinander vernetzt alle in ihrer eigenen Welt, ganz alleine. Nur die Spinnen vermochten es, ein Netz aus Blumen zu flechten, welches sie sich teilen konnten und in dem sie leben würden, bis sie starben. Und der Mann in Hose und Mantel stand am Fenster vor den Gitterstäben und sah hinaus, sah hinaus auf das Netz welches die Welt und all die Menschen in ihr umspannte und dachte daran, dass er, einer der wenigen Menschen, die von der Welt vergessen sind und in keinem Netz eingeflochten, auch einer der wenigen war, der niemals alleine sein würde. Denn er lebte als Einziger *unter* einem Netz und dieses Netz beschützte ihn, ohne ihn zu umspinnen und ohne ihn zerreißen zu müssen, so wie es die Netze der Menschen taten.

**(Für diesen Text wurde Salome Kochalski von der Jury der 1.Preis der Oberstufe
zuerkannt.)**